Allein in der Welt.

Dritter Band.

Inhalt der Sammlung:
„Moderne Romane des Auslandes."

Bd. 1. 2.	**Victor Cherbuliez**, Isabella, oder der Roman einer rechtschaffenen Frau. 2 Bde.
— 3—6.	**Ouida**, Strathmore. 4 Bde.
— 7—9.	**Le Fanu**, Onkel Silas von Bartram-Haugh. 3 Bde.
— 10—12.	**Mrs. Oliphant**, Agnes. 3 Bde.
— 13—15.	**Wood**, Ester's Thorheit. 3 Bde.
— 16—18.	**Kingsley**, Hereward der Wachsame. 3 Bde.
— 19—21.	**M. S. Schwartz**, Sein oder Nichtsein. 3 Bde.
— 22.	**Erckmann-Chatrian**, Das Forsthaus. 1 Bd.
— 23. 24.	**Louis Ulbach**, Der Garten des Domherrn. 2 Bde.
— 25—27.	**Mrs. Henry Wood**, Lady Adelaide's Schwur. 3 Bde.
— 28—30.	**Braddon**, Ein ungeschliffener Diamant. 3 Bde.
— 31-36.	**Mrs. Gaskell**, Frauen und Töchter. 6 Bde.
— 37—40.	**Ainsworth**, Der Connetable von Bourbon. 4 Bde.
— 41—42.	**Lascelles**, Die Octrone, oder die Lilie von Louisiana. 2 Bde.
— 43—48.	**Ouida**, Chandos. 6 Bde.
— 49—52.	**Braddon**, Enttäuschte Herzen. 4 Bde.
— 53—58.	**Eliot**, Felix Holt, der Radikale. 6 Bde.
— 59—60.	**Erckmann-Chatrian**, Erlebnisse eines Conscribirten. 2 Bde.
— 61—62.	**Erckmann-Chatrian**, Waterloo. 2 Bde.
— 63—66.	**Lascelles**, Die schwarze Bande. 4 Bde.

Weitere Werke werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

Preis eines jeden Bandes dieser Sammlung
20 Sgr.

Jedes Werk ist ohne Preis-Erhöhung auch einzeln zu haben.

Otto Janke in Berlin.

Allein in der Welt.

Roman in vier Büchern

von

Franz von Nemmersdorf,
Verfasser von „Unter den Ruinen“, „La Stella“, „Moderne Gesellschaft“ &c.

Dritter Band.

Berlin, 1868.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Wilh. Riemschneider in Hannover.

Achtes Capitel.

Nach einer Woche erhielt Judith durch ihren Notar die Nachricht, die viertausend Gulden seien für ihre Rechnung bezahlt worden. Zu gleicher Zeit meldete Schaller die Intervention der Künstlerin an Gräfin Bärenburg. Die Mittheilung erzeugte argen Streit zwischen Charlotte und ihrem Gatten. Was in Graf Dagobert vom Gentleman lebte, empörte sich dagegen, das großmüthige Geschenk von Judith anzunehmen. Er setzte es auch nach harten Kämpfen durch, daß ihr die Summe erstattet wurde.

Saurer wurden dadurch nur noch die Mienen, mit welchen sie den Heimkehrenden aufnahmen. Reisemüde betrat Alfred das Haus seiner Mutter; kein gastlicher Empfang harrte des „verlorenen Sohnes“.

Die zwei Freundinnen halfen sich wechselseitig, dem jungen Manne Strafreden halten; wenn die Eine außer Athem kam, trat die Andere großmüthig für sie ein. Dagobert behandelte Alfred eisig kalt, sein Benehmen war noch verletzender als die zornigen, bissigen Worte der Damen.

Der früher an übergroße Nachsicht Gewöhnte fühlte sich betäubt. Er konnte sich in die veränderte Lage nicht finden. Der Schlaf floh ihn in dem weichen Bette des elterlichen Hauses, obwol er doch häufig sanft geruht hatte auf dem harten Lager einer Wachtstube. Bei Tisch selbst verlor er die Eßlust, denn Niemand richtete das Wort an ihn, und seine eigenen Bemerkungen blieben unbeachtet. Bis auf die Dienerschaft erstreckte sich die Alfred bewiesene Geringschätzung, nur nachlässig wurden ihm die nöthigen Handreichungen geleistet.

Nur Eines gab es, was Trost spenden konnte: der Entschluß, sich kräftig aus selbstverschuldeter Erniedrigung emporzuarbeiten. Alfred faßte ihn nicht. Trägheit und Vergnügungslust waren stärker in ihm, als das Ehrgefühl, und die Familie, statt es zu wecken, damit der Schwache gerüstet werde gegen seine Laster, drückte es durch ungeschickte Behandlung völlig nieder.

Eine Hand hatte in verstohlenem Drucke die seinige gesucht, ein Mund ihm entgegengelächelt. Der verlorene Sohn und die kleine Gräfin, seine erklärte Gönnerin, steckten häufig in irgend einem Winkel des Hauses beisammen und hielten eifrige Conferenzen. In Lilly's williges Ohr ergoß Alfred seine Klagen, sie tröstete mit mehr Wärme als Klugheit.

Das Unbehagen des Hauses schüttelte der Leichtsinnige draußen ab. In der Stadt kannte man das Familiendrama nicht; Graf Bärenburg genoß noch immer die von der Welt seiner Stellung und seinem Vermögen stets gezollte Achtung. Er fand einen Haufen Taugenichtse gleich ihm, die ihn bereitwillig in ihre Kreise zogen. Der Entschluß, Judith aufzusuchen und ihr zu danken, erstarb im lockern Leben; auch Lilly trieb ihn nicht dazu. Sie selbst vermied seit Alfred's Rückkunft ein Zusammentreffen mit der Freundin, deren scharfen Augen die kleine Gräfin nicht gern ihr Geheimniß preisgab.

An manchem Freudenort traf der jüngere Bärenburg mit seinem Stiefvater zusammen; der leichtsinnige Junge bemerkte mit Vergnügen, daß Graf Dagobert lebe, so viel es ihm seine Gesundheit gestatte. Höherer, geistiger Fähig-

keiten entbehrend, besaß Alfred eine gewisse Schlauheit. Jede Schwachheit des Stiefvaters bot ihm eine Waffe.

Allmälig begann der Credit des jungen Mannes sich zu erschöpfen, Forderungen liefen im Bärenburg'schen Hause ein. Nun brach der Sturm los; der Sohn bekannte der Mutter, was er wußte und was er nicht wußte über ihren zweiten Gatten. Die Ehe zwischen Charlotte und Dagobert war nicht auf gutem Grunde erbaut, das rächte sich jetzt. Hoch gingen die Wogen des Streites, es zeigte sich die volle Hohlheit eines Bündnisses, dem der sittliche Halt, die gegenseitige Achtung gebricht.

Auch Unbesonnenheiten des Grafen Dagobert gegen Lilly kamen in dessen langem Sündenregister vor; die kleine Gräfin wurde in ihrem Zimmer eingeschlossen; deren Mutter nahm ihrem entschiedenen Charakter gemäß lebhaften Antheil an dem Zanke.

Die Verwirrung in der Familie Bärenburg hatte den Höhepunkt erreicht, die Lage wurde unerträglich. Es waren aber im Ganzen kluge Menschen, stets bereit, den Umständen Rechnung zu tragen. Nachdem die erste Hitze des Zornes verdampft war, schlossen Charlotte und Dagobert Frieden. Gräfin Wolfskeehl lächelte sauer dazu, aber sie vermochte

es nicht zu hindern, so wenig als sie die Heirath hätte hindern können.

Ein Opfer mußte fallen, die gespannten Gemüther zu beschwichtigen. Alfred wurde, gleich dem Sündenbock der alten Israeliten, ausersehen zur Sühne. Graf Dagobert forderte seine Entfernung aus dem Hause, und die karg sparsame Charlotte entrückte den thörichten Jungen gern den Verlockungen der Hauptstadt. Sie waren also einig — gegen Alfred.

Der Stiefvater lag krank in seiner Stube; er hatte die heftigen Erschütterungen nicht ertragen, den Urheber des Zwiespaltes wollte er nicht mehr sehen. Die beiden Damen befanden sich im Salon; sie saßen zu Gericht — über einen armen Sünder.

Selten ist ein Mensch gerecht genug, um einzugestehen, daß es mehr eine Gunst des Geschickes ist, wenn er nicht sank, als das eigene Verdienst, und daß die menschliche Gesellschaft den Gefallenen als Kranken zu behandeln hat, dessen Heilung, dessen Besserung mit allen Mitteln zu erstreben ist. Auf der anderen Seite freilich besitzt die Gesellschaft das unbestreitbare Recht, sich gegen die Ausschreitungen des Individuums zu schützen, den, der selbst die sittliche Ordnung gestört, unschädlich zu machen.

Charlotte und ihre Freundin, nicht besser, sondern nur minder schwach als Alfred, blickten, umpanzert mit vermeinter Vortrefflichkeit und Unantastbarkeit, verächtlich auf ihn.

„Du brachtest den Unfrieden in unser Haus," redete die Mutter den Sohn mit scharfem, bösem Tone an.

„Wenn Sie so fortfahren, werden Sie für das Zuchthaus reif," kreischte Gräfin Wolfskeehl.

„Wir sagen uns los von Dir!"

„Unterstehen Sie sich nie, Wolfskeehl nahe zu kommen oder mit Lilly zu sprechen!"

Es war kein edles, im Feuer der Prüfung von Schlacken gereinigtes Metall in der Brust des Mannes. Er erbleichte wol unter der schonungslosen Rede, aber kein edler Stolz half ihm, sich aufzuraffen.

Die ihm die Brücke der Umkehr abbrachen, ahnten nicht, daß ihre Behandlung Alfred's dazu angethan war, den bisher blos Leichtsinnigen auf die Bahn des Verbrechens hinab zu stoßen.

Mit mürrisch gesenktem Kopfe vernahm Alfred sein Urtheil.

Als es finster wurde, kletterte der jüngere Bärenburg an einer Leiter hinauf an Lilly's Fenster; die Kammer-

jungfer stand Wache und der Kopf der kleinen Gräfin neigte sich nach dem Hofe.

„Ich muß fort, Lilly," sagte der auf der Leiter Stehende mit kläglicher Stimme.

„Armer Alfred, ich bleibe Dir gut!"

Die Versicherung schien den Betrübten zu trösten. Ungeachtet seines unbequemen Posten's flüsterten sie eine Viertelstunde zusammen. Nachher vernahm man den Ton, wie wenn vier Lippen auf einander treffen. Die Kammerjungfer hatte gehustet und Alfred stieg eilig die Sprossen hinab.

Ein reichliches Abschiedsmahl wurde wehmüthig mit den Freunden begangen, hierauf die kalte Fahrt angetreten — in die Verbannung.

In der gemüthlichen holzgetäfelten Wirthsstube der Goldenen Sonne zu Oberndorf saß Alfred einen Tag später. Dort war er nach seiner Mutter Ansicht der Verführung aus dem Wege gerückt. Er konnte keine Schulden machen, denn Frau Schwarz erhielt ein ziemlich karges Kostgeld für ihn und sollte damit alle seine Bedürfnisse bestreiten. Im Uebrigen war Alfred minderjährig, wer ihm sonst borgen wollte, mochte es auf eigene Gefahr

thun — Gräfin Bärenburg war entschlossen, nichts für ihn zu bezahlen.

Robert sah, als er durch die allgemeine Wirthsstube ins Honoratiorenzimmer ging, einen jungen Mann mitten unter seinen Arbeitern sitzen mit rothem Antlitz, fortwährend trinkend und sich die Stirn trocknend.

Auf seine Frage, wer es sei, erzählte Frau Schwarz das Uebereinkommen. Die gute Frau klagte, daß es ihr schwer werde, dem jungen Herrn Grafen etwas abzuschlagen; fahre er aber fort, wie er begonnen, so werde die Pension bei weitem nicht ausreichen. Am heutigen Abend hielt er den ganzen Tisch zechfrei.

Geschrei aus der Zechstube bewies, daß die Sitzung ungewöhnlich lebhaft sein mußte.

Robert trat unter die Thür und rief: „Alfred, komm zu uns herein.“

Ziemlich ungern folgte der Leichtsinnige der Aufforderung; es war ihm am wohlsten unter Menschen, die ihm durch keine Art von Ueberlegenheit lästig fielen. Der durch lange Abwesenheit ihm fremd gewordene Robert imponirte ihm.

Man sprach hauptsächlich von Geschäften im Verschlage. Die Menschen waren Alfred alle zu ernsthaft, zu solide. Er mischte selten ein Wort ein, sondern trank nur und trocknete sich die Stirn, denn die Temperatur war schwül und der genossene Alcohol half das Blut erhitzen.

Von Zeit zu Zeit trank Alfred ein Gläschen Schnaps zwischen dem Biere. Robert's Blick wurde immer ernster.

Sonst gab gewöhnlich Baron Härdenstein's Aufbruch das Zeichen zur Heimkehr der kleinen Gesellschaft. Heute erklärte Robert, er habe noch mit Graf Bärenburg zu sprechen und ließ die Anderen vorausgehen.

Es war Judith's Bruder, der Sohn des ihm freundlich gesinnten Mannes und Robert beschloß die Kraft seines Willens zwischen den thörichten Jungen und das Verderben zu setzen.

Keiner großen Mühe bedurfte es, als sie sich allein befanden, Alfred zur Mittheilung zu bewegen. Ueber die eigene Verschuldung glitt der junge Mann leicht hinweg, dagegen malte er mit grellen Farben das an ihm begangene Unrecht. Ein häßliches Bild sittlicher Entartung rollte sich vor Robert auf; mit tiefem Ekel betrachtete es der Mann, dessen eigenes Leben so rein war.

Alfred hatte sich traurig gesprochen, er brach in Schluchzen aus; das genossene Getränk freilich hatte großen Antheil an der Rührung. Seine Thränen zu trocknen, zog er ein Tuch aus der Tasche und im Bogen flogen einige Briefe mit heraus.

Robert drängte den Widerwillen zurück.

„Nimm die Briefe auf, Alfred,“ sagte er ruhig, „sie verdienen dem Papier und der Schrift nach ein besseres Schicksal, und möglicher Weise könnten sie ein anständiges Mädchen compromittiren.“

Verwirrt packte Alfred seine Papiere zusammen.

„Gehe jetzt schlafen,“ fuhr Robert fort, „morgen wollen wir überlegen, was zu thun ist. Du mußt Dich nothwendig hier außen beschäftigen; in der Arbeit allein liegt Errettung und Reinigung.“

Robert mußte am folgenden Morgen erst seine Geschäfte abmachen, bevor er sich mit Alfred beschäftigen konnte. Im Laufe des Vormittags kam er bei der Mühle vorüber an der Flon. Der junge Graf Bärenburg stand da mit Staub und Mehl bedeckt, eifrig Säcke aufladend. Robert's guter Rath war falsch verstanden, doch freuete er sich der gutmühigen Bereitwilligkeit seines Schützlings.

Lächelnd sagte er: „Das ist nicht das Rechte, Alfred. Ich habe auch Holz gespalten, Wild ausgewaidet, Lasten geschleppt, aber es war in den Urwäldern Amerikas. Die Civilisation lehrt uns Theilung der Arbeit; anders beschäftigt sie den Mann von Erziehung, anders den, der nur die Hände zu gebrauchen weiß. Nimm ein Pferd und folge mir auf das Feld."

Robert nahm Alfred zu sich ins Schloß; es erschien ihm passender, daß jener in dem väterlichen Hause wohne, als in der Schenke; auch dünkte es ihm gut, Alfred möglichst unter den Augen zu behalten. Sie speisten zusammen. Branntwein war stets vom Tische des Barons verbannt, und auch die Weinflasche wurde unerbittlich fortgeschickt, wenn Alfred ihr genug zugesprochen zu haben schien.

In natürlicher Folge mußte der energische Charakter Gewalt über den schwachen bekommen, besonders weil Robert am meisten durch Thaten lehrte. Willig folgte Alfred ihm bei seinen mannichfachen Geschäften. Wenn Graf Bärenburg auch nichts Wesentliches leistete, so war er doch die Zeit über von schädlichem Müssiggange fern gehalten. Daneben entwickelte sich Geschmack bei ihm für einzelne Theile der Landwirthschaft.

Zuweilen wol floh der Leichtsinnige das ernste Auge, unter welchem er keiner schädlichen Gewohnheit, keinem Laster zu fröhnen wagte. Zu einem ernsten Rückfalle kam es jedoch nicht; ein starker männlicher Arm hatte den Wankenden erfaßt und hielt ihn aufrecht.

Neuntes Capitel.

Eine wandernde Seiltänzertruppe hatte Oberndorf besucht; sie lagerte in einer Scheune unfern der neuen Fabrikgebäude. Das eine Mitglied war ein hübscher, hochgewachsener Mann, der wirklich Ausgezeichnetes leistete und besonders beim weiblichen Theile der Bevölkerung viel Anklang fand. Sie hielten sich schon einige Wochen in der Gegend auf und ihre Vorstellungen wurden noch immer stark besucht.

Auch im Honoratiorenstübchen der Goldenen Sonne sprach man von dem Helden der Truppe. Alfred behauptete, Bertha Schwarz, die jüngste niedliche Tochter der Wirthin, sei dem wandernden Seiltänzer gut; Robert und der alte Jäger überlegten, ob es nicht besser sei, die Leute

fortzuschicken. Man kam zu dem Entschlusse, der Truppe nicht länger den Aufenthalt in der Gemeinde zu gewähren.

Als Frau Schwarz eintrat, brach natürlich das Gespräch ab.

Alfred hatte sich bereits behaglich eingelebt auf dem Dorfe. Ungeachtet sein Kriegerleben nur kurz gedauert, gab er mit frischer Lebendigkeit kleine Scenen daraus zum Besten. Häufig besitzen Menschen, denen geistige Tiefe gebricht, die Gabe, Aeußerlichkeiten gut aufzufassen.

In seiner nachlässigen, trockenen Weise erzählte der junge Graf; Robert lehnte behaglich im Stuhle, das leichte Geplauder bot ihm Erholung nach abspannendem, ermüdendem Tagewerke. Frau Schwarz lauschte unterhalten und der alte Bauer gleichfalls. Albert Jäger war nicht zugegen, weil er in Geschäften eine Reise unternommen hatte.

Es war spät, als die kleine Gesellschaft aufbrach; alle fühlten sich durch die vorgerückte Stunde überrascht.

Klar funkelten die Sterne in der heiteren Nacht, nach der eingeschlossenen, von Dünsten geschwängerten Luft in der Wirthsstube entrückt, erweiterte sich die Brust draußen im Freien.

Zuerst wurde noch ein kurzes Abschiedsgeplauder vor Vater Jäger's Thür gehalten; nachher bot der Greis gute

Nacht und trat ins Haus. Gegenüber saß Tobias Meier auf einer Bank, den Mond anblasend, ein Hund heulte dazu.

Alfred unterbrach das unharmonische Concert durch einen schlechten Witz; dann setzten die beiden Herren den Weg nach dem Schlosse fort.

Sie mußten an der von den Seiltänzern benutzten Scheune vorüber. Ein widriger Geruch fiel Robert auf. Er stieß die Thüre ein und Flammen schlugen ihm entgegen. Das Feuer fand reichliche Nahrung an dem unordentlich herumgeworfenen Zeuge der Seiltänzer; in unglaublich kurzer Zeit brannte die alte trockene Scheune lichterloh. Das Gesindel war im Schlafe überrascht worden. Verwirrt sprangen sie durcheinander, nur der Held tauchte aus einer Ecke noch im vollen Flitterputze der Abendvorstellung auf; unter den Fliehenden befand sich auch — ein Mädchen.

Die neuen Fabrikgebäude standen in unmittelbarer Gefahr, mit ergriffen zu werden — schon leckte die Flamme nach dem Dache hinüber, denn ein lebhafter Luftzug hatte sich in dieser Richtung erhoben.

Die Scheune gehörte dem alten Jäger und der Eigensinn des Bauern hatte verhindert, daß, wie es Robert's

Wunsch gewesen war, die gefährliche Nachbarschaft niedergerissen wurde. Eben so unverständig war durch die Gewinnsucht des Greises die Scheune an die Seiltänzer vermiethet worden.

Jetzt, als er den Lärm hörte, lief der alte Mann klagend heraus. Robert traf rasch und besonnen die nöthigen Anordnungen. Eine Feuerwehr war von ihm aus seinen Arbeitern gebildet, ohne allzulangen Zeitverlust befand sich Hülfe auf dem Platze.

Es galt das Dach des gefährdeten Hauses zu besteigen, um jede Verbindung mit der brennenden Scheune abzubrechen. Funken flogen herüber, ein Balken war schon ergriffen; zögernd hielten die Männer unten, das Wagstück erregte Bedenken. Ein paar junge Bursche traten vor, als eine kräftige Stimme Platz! rief.

Robert zweifelte nicht daran, daß der erst Posten, der der Gefahr, dem Herrn gebühre. Sein sicherer Fuß betrat die Leiter; es gehörte die volle Unerschrockenheit und Besonnenheit dazu, um auf der schwindelnden Höhe, von Rauch und Dampf beinahe erstickt, das Werk durchzuführen.

Mit freudigem Hurrah begrüßten ihn die Untenstehenden, und wie Beispiel stets auf die Massen wirkt, war jetzt jeder bereit, das Aeußerste zu leisten. Den letzten

Streich vollführte Robert, das Gebäude war gerettet; er konnte es jedoch nicht verhindern, daß ihm ein brennendes Stück auf die Schulter fiel. Mühsam sich mit der linken Hand festklammernd, kletterte er hinab.

Den vereinten Bemühungen gelang es, das Feuer zu bemeistern.

Am folgenden Tage ergab die Untersuchung, daß die Feuersbrunst durch ein glimmendes Restchen Cigarre entstanden war, welches der Held der Seiltänzertruppe unvorsichtig weggeworfen hatte, während er mit einem Mädchen koste. Die Spur leitete auf die jüngste Tochter der Wirthin.

Robert lag auf seinem Bett, die schmerzende Schulter quälte ihn weniger, als die Sorge, was nun aus seinem verwaisten Unternehmen werden sollte; denn der, welcher ihn theilweis ersetzen konnte, Albert Jäger, war abwesend. Der Gedanke, das gut gedeihende Werk der Zerstörung ausgesetzt zu sehen, die Früchte riesenhafter Anstrengungen verloren, weckte eine so peinliche Empfindung in Robert, daß er eine Weile vergebens nach der gewohnten Fassung rang. Das Recht auf Arbeit ist das erste, begründetste des Menschen, deshalb auch gerade der Tüchtigste am schwersten darauf verzichten wird. Die Einbildungskraft

malte Robert alle die möglichen Folgen vor, die eintreten konnten, wenn der so complicirte Betrieb mannichfaltiger Unternehmungen ins Stocken gerieth. Noch war ja die Sache nicht so geordnet, daß das Auge des Herrn entbehrt werden konnte. Mislang, was Robert gewagt, dann hatte er seine Mutter, Judith, die ihm Theuersten und Alle, die ihm vertraut, getäuscht; er selbst war über seinen Anfang zurückgeschleudert worden und der Mensch wird müder und müder, je länger er gegen die Woge des Schicksals kämpft. Was aber auch Herbes über uns komme, nur der ist weise, der es mit Ergebung trägt. Sich aufzulehnen gegen die über uns waltende Macht ist stets thöricht, das sagte sich Robert, und eben weil er wider seine eigenen Grundsätze verstieß, grollte er mit sich.

Alfred's Besuch unterbrach den innern Kampf; der junge Mann hatte des Morgens nur flüchtig nach seinem Hausgenossen geschaut und war dann ausgegangen; kurz vor Mittag kehrte er heim.

„Ich war draußen, Robert,“ sagte Alfred, „habe überall nachgesehen und Dich so gut als möglich ersetzt; die Anordnungen ertheilte ich in Deinem Sinn und da sind einige Notizen, wie ich sie Dich stets machen sah.“

Graf Bärenburg überreichte eine Brieftasche, welche ihre jungfräuliche Reinheit längst eingebüßt hatte. Zwischen den Adressen einiger Schönen, dem Anfang eines Wäschezettels und einem Punschrecept las Robert einige auf den Betrieb der Landwirthschaft in Oberndorf bezügliche Bemerkungen. Das beinahe unleserliche Gekritzel war Robert höchst willkommen.

„Du leistetest mir einen wesentlichen Dienst, Alfred," erwiederte er, „und ich danke Dir, nicht allein Deinen Willen habe ich anzuerkennen, sondern Du machtest es gut."

Ein Schatten zog über das gutmüthige, ziemlich unbedeutende Gesicht des jüngern Bärenburg.

„Meine Mutter und die alte Wolfskeehl behaupteten, ich tauge zu nichts," versetzte er bitter, „ich sei die Last und Schande der Familie."

„Klagen thun es nicht, Alfred, die That allein liefert den Beweis; unsere Freunde mögen sich freuen darüber, den Feinden diene sie zur Widerlegung und Demüthigung. Dein Betragen soll sie beschämen."

Der weiche Junge war muthlos zusammengesunken und ein paar Thränen liefen ihm über die frischen Wangen.

„Glaubst Du wirklich, Robert, ich sei noch zu etwas zu brauchen?" fragte er kleinlaut.

„In Deinem Alter! das Leben liegt vor Dir; nichts hindert Dich, es nützlich anzuwenden. Jeder Mensch bedarf nur des Willens, um irgend etwas zu leisten."

„Sieh, ich habe Dir einen Vorschlag zu thun, Alfred," fuhr Baron Härdenstein fort, „nimm einstweilen eine kleine Stelle bei unserer Verwaltung an, sei mein Gehülfe; denn ich nahm zu viel auf mich. So kannst Du Dich in der Landwirthschaft vervollkommnen und dereinst Dein eigenes Gut bewirthschaften; mittlerweile gewinnst Du Deinen Lebensunterhalt."

„Ich soll auf meines Vaters Gut arbeiten, Robert, und von Dir Bezahlung annehmen? Du vergissest meinen Stand!"

„Nein, Alfred! und daß ich Arbeit für ehrenvoll halte, beweise ich selbst. Uebrigens ist Deine Auffassung von Schande und Ehre eine falsche, denn Du hast Dich nicht geschämt, hier überall herum kleine Schulden zu machen; weil Du nicht bezahlen konntest, mußtest Du Dir von den Leuten geringschätzende Reden gefallen lassen. Stelle Dich so, daß Dir Jedermann geziemende Achtung erweisen muß, das ist die wahre Ehre."

„Wenn Du so meinst, Robert, ich vermag niemals gegen Dich aufzukommen."

„Wie eigenthümlich das Schicksal mich straft! Ich nahm mehr auf mich, als ein Mensch zu leisten vermag und befinde mich plötzlich in einer Lage, nicht einmal zum Gewöhnlichen fähig zu sein. Dich suchte ich dem verderblichen Müssiggange zu entziehen, und Du kommst mir zu Hülfe, während ich kleinmüthig zage."

„Ja, ohne Dich wäre ich sicher zum Teufel gegangen, Robert!"

„Also nimm meinen Vorschlag an. Schreibe Deiner Mutter fest, aber ohne Vorwürfe, Du wollest Dein Leben ändern und den Beweis liefern, bei Deiner bald eintretenden Mündigkeit fähig zur Verwaltung Deines Vermögens zu sein."

Alfred nickte, er sagte zu Allem ja.

In veränderter Stimmung blieb Robert jetzt wieder allein; mit Geduld ertrug er die brennenden Schmerzen in seiner Schulter. Die unfreiwillige Muße fieberhafter Thätigkeit wendete er an zur inneren Einkehr in sich selbst, zum echten Genusse, den geistige Klarheit gewährt. Zuweilen gelang es ihm, in eine interessante wissenschaftliche Frage vertieft, seine Wunde zu vergessen.

Abends saß Alfred wieder an der Seite des Bettes und stattete Bericht ab. Uebrigens war es dem leicht-

sinnigen Jungen nicht möglich, lange ernsthaft bei einem Gegenstand zu weilen. Er mußte etwas Geschwätz in nüchterne Rede mischen.

In der Goldenen Sonne hatte die Entdeckung von Bertha's Leichtsinn stürmische Scenen hervorgerufen. Die Mehrzahl pflegt stets den Beschämten noch vollends zu Boden zu werfen, anstatt ihn wieder aufzurichten. Böse Zungen verhinderten, daß das junge Mädchen ruhig im Vaterhause bleiben konnte. Frau Schwarz mußte sich entschließen, sie fortzuschicken. Bertha kam in strenge Zucht in die Hauptstadt; das vielzüngige Gerücht brach den Stab über sie. Der Urheber ihrer Schuld war in Oberndorf in Haft genommen worden, seine fahrlässige Brandstiftung zu büßen. Die übrigen Mitglieder der Seiltänzergesellschaft wurden ausgewiesen.

Dieses alles erzählte Alfred in behaglicher Breite.

Bald ergriff Robert das Wundfieber und seine gesunde durch keinen Misbrauch geschwächte Constitution rang sich durch zur Heilung.

Alfred fand ein Mal den günstigen Augenblick, den beauftragten Brief an seine Mutter zu schreiben. Genau hielt er sich dabei nicht an Robert's Vorschrift, er war unhöflicher und ruhmrediger als nöthig. Ueberhaupt war der

junge Graf kein Held mit der Feder. Die Schrift glich den gewagten Haken eines kleinen Kindes, Rechtschreibung und Satzbildung waren entsprechend, das Ganze fiel verwirrt genug aus.

Gräfin Bärenburg las, „der verlorene Sohn“ sei nun Robert's rechte Hand, alles in Oberndorf ginge durch ihn, sie möge nur sein väterliches Erbtheil bereit halten; denn er wolle, wenn mündig, sich selbst eine Besitzung kaufen, sicher, ein Millionär zu werden; die Welt und besonders die alte Wolfskeehl sollten staunen.

Charlotte zeigte ihrer Freundin höhnisch diesen Brief. Kindische Uebertreibungen auf ihr rechtes Maß zurückführend, hätte sie sich freuen sollen, wenn sie eine gute Mutter war, daß Alfred einen bessern Weg einschlug. Robert hätte sie danken sollen; sie that beides nicht.

Die beiden Damen fanden angemessen, den Mann, der ihnen nie ein Unrecht zugefügt hatte, mit ihren Zungen zu zerfleischen. Noch bitterer haßte ihn Charlotte als früher, seit er sich vermaß, den von ihr gerichteten Alfred der menschlichen Gesellschaft wieder als nützliches Mitglied zuzuführen.

„Der Abenteurer, der Schwindler geht nun um so eher zu Grunde, da er sich den Narren Alfred aufbürdet,“

sagte sie mit ihrem bösen Lächeln zur Gräfin Wolfskeehl, und diese erklärte unverhohlen, sie hoffe es. Hatte doch Robert ihr einen Dienst geleistet, das heißt sie beschämt, und drohte seine Bewirthschaftung von Oberndorf allen ökonomischen Ruhm der energischen Dame zu verdunkeln.

So triumphirte kleinliche Bosheit und kurzsichtige Thorheit bei den beiden Freundinnen über Wahrheit und Recht.

Zweiter Theil.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Zum Glücke zählte Gräfin Bärenburg unter die falschen Propheten. Seit zwei Jahren waren die industriellen Unternehmungen von Oberndorf in vollem Betriebe. Robert saß zum Rechnungsabschlusse über seinem Hauptbuche, Freude leuchtete auf den männlichen Zügen, wie sie das fröhliche Gedeihen der Arbeit erzeugt. Mit stolzer Befriedigung weidete er sich an den langen Zahlenreihen, er las daraus, daß ehrliches Mühen nicht verloren gewesen war, daß der Lohn auf die Anstrengung folgte.

Zufrieden trennten sich die Theilnehmer, Alfred schlich in seinem Entzücken in's Wirthshaus und trank sich einen mächtigen Rausch.

Robert blieb allein in seiner Schreibstube; wol brannte der Kopf und war die Hand müde, doch hatte er noch zwei Briefe zu schreiben, es galt Frohes zu berichten. Zuerst warf der gute Sohn einige herzliche Zeilen an seine Mutter auf das Blatt, er war ein treuer Verwalter ihres Gutes gewesen und kündete jetzt die bedeutende Dividende an. Das Gleiche that er nachher gegen Judith, er versprach ihnen auch Beiden, bald in die Hauptstadt zu kommen.

Später am Tage wohnte Robert einem großen den Arbeitern gegebenen Feste bei. Frau Schwarz hatte eigens zu solchen geselligen Zusammenkünften einen Saal erbauen müssen; hier wurden Zeitschriften gehalten und unter dem ernsten Auge des Herrn durften sich alle einer anständigen Fröhlichkeit hingeben. Durch verständige Behandlung war es Robert gelungen, seine Untergebenen zu gesitteten Menschen heranzuziehen. Der gute Geist, der das Ganze beherrschte, hielt die Wankenden aufrecht und jedes durchaus schlechte Element wurde unfehlbar aus der Gemeinschaft gestoßen.

Heute waren nach dem Mahle auch die Frauen und Mädchen geladen, um am Tanze Theil zu nehmen. Der zweite Associé, Albert Jäger, erfüllte die Aufgabe, einige darunter durch ein Tänzchen zu ehren, Robert begnügte sich damit, freundliche Worte an sie zu richten.

Vater Jäger hielt sich so fern als möglich von den Proletariern; fast höhnisch zuckte es im lichtblauen Auge auf, wenn er Robert oder seinen Sohn sich mühen sah, die Heiterkeit zu mehren. Uebrigens fesselte Hochachtung vor Baron Härdenstein dem Bauer die Zunge. Es ging ja auch alles so gut, daß Vater Jäger nicht daran rühren mochte — vielleicht gehörte auch die Herablassung zum Gelingen.

Den ganzen Abend über hatte der Greis getrachtet, Robert für sich allein zu bekommen; als es ihm endlich gelungen, stimmte er seine Rede zum Flüsterton herab und sagte:

„Herr Baron, ich hätte noch so ein zwanzig bis dreißig tausend Gulden im Hinterhalte, von denen der Junge nichts weiß, dafür möchte ich Actien."

„Vater Jäger, die kaufen Sie an der Börse," erwiederte Robert, „in unserer Kasse sind keine mehr vorräthig. Die acht Procent Agio müssen Sie jetzt schon als Strafe bezahlen, nicht früher vertraut zu haben."

„Ich nehme sie doch," erklärte der alte Mann entschlossen, „und wenn sie auch theurer wären."

Robert lächelte über die leidenschaftliche Kauflust, die den günstigen Augenblick hatte vorübergehen lassen.

Uebrigens war die Gier des Bauern nach den Actien des von ihm gegründeten Unternehmens das erste Beifallszeichen der Welt. Robert wußte, daß er nicht lange auf weitere warten zu müssen brauche und daß dieselben Menschen, welche ihn im Falle des Mislingens mit Füßen getreten hätten, sich um den Schöpfer eines gewinnbringenden Geschäftes, um den auf dem Wege zur Wohlhabenheit befindlichen Mann, drängen würden.

Der Erfolg berauschte Robert nicht; mit der männlichen Fassung, die er im Misgeschicke bewahrt hatte, ertrug er das Glück.

Seine Gedanken schweiften freundlicher noch zu Lilly hinüber als sonst, es lag keine Unmöglichkeit mehr darin, daß sie sein werde. Allmälig gedachte Robert eine Aenderung in seiner Lebensweise eintreten zu lassen. Uebrigens hingen manche seiner Zukunftspläne mit dem demnächst beabsichtigten Besuch zusammen. Ruhig setzte Robert Haus und Geschäfte für kurze Abwesenheit in Stand.

Eines Nachmittags war er im Garten beschäftigt, Alfred mit einigen Feinheiten der veredelten französischen Obstcultur bekannt zu machen. Die beiden Herren hatten ihre Röcke abgelegt und über einen Zaun gehängt. Im Eifer überhörten sie sich nähernde Schritte. Gräfin Wolfs=

keehl mit Lilly stand vor ihnen, die Dame hatte eigens in der Absicht zu überraschen, Christian's Meldung verbeten.

Alfred wechselte rasch einen Blick des Einverständnisses mit der kleinen Gräfin, dann lief er hastig in Hemdärmeln davon. Robert nahm ruhig seinen Rock und trat auf die Damen zu.

„Ich hätte in einer Geschäftsangelegenheit mit Ihnen zu sprechen, Baron Härdenstein," redete ihn die Gräfin an. „Sie erlauben mir auch vielleicht, mich hier ein wenig umzusehen, man kann nur lernen von einem so gerühmten Landwirth," preßte sie etwas unwillig heraus.

Robert verneigte sich schweigend.

Einen Augenblick, während sie der Mutter Aufmerksamkeit gefesselt sah, benutzte Lilly, um dem Hausherrn rasch zuzuflüstern: „Was sagen Sie zu unserm Besuche, Baron Härdenstein? ich brachte die Mama hierher, ich mußte ja wol, weil Sie immer nicht kommen wollten."

Er lächelte milde, wie er es meistens that, wenn er zu dem Mädchen sprach, mit weicher Zärtlichkeit blickte er herab auf das Kind.

„Eine kleine Geduld noch, Gräfin Lilly," erwiederte Robert, „und Sie hätten mich vor den Thoren von Wolfskeehl gesehen, Einlaß erbittend als Gast."

Der freundliche Verkehr zwischen ihnen hatte, so oft sie sich im Freien trafen, in der alten Weise fortgedauert, nur hatte Robert seinem Entschlusse gemäß bisher niemals das Schloß betreten.

Wenn ein Fest in Wolfskeehl gefeiert wurde, Lilly tanzen sollte, schickte Robert jedesmal seine schönsten Blumen hin. Manche zarte Kamelie war in weichem Moose verpackt den Weg gegangen, um den herrlichen Haaren der jungen Dame zum Schmucke zu dienen. Alfred übernahm gewöhnlich die Besorgung, weil, wie er sagte, er den Festen gerne zusah. Er scheute zu diesem Zwecke den weiten Weg von anderthalb Wegstunden nach Wolfskeehl nicht. Von wo aus Alfred zusehe, fragte Robert nicht, nur wußte er, daß die Dame vom Hause ihn aus ihrer Gegenwart verbannt hatte.

„Wie hübsch," sagte die kleine Gräfin, das Gespräch mit Robert fortsetzend, „aber so lange mochte ich nicht warten, ich bin viel ungeduldiger als Sie."

„Jetzt behalten Sie uns doch auch ein wenig da, weil wir hier sind," fügte sie hinzu.

„Sie sollen meine selbstgezogenen Ananas kosten," bemerkte er lächelnd.

Hierauf nahm ihn die Mutter auf die Seite.

Gräfin Wolfskeehl's Anliegen war, wie Robert es vorhergesehen, auf Actien gerichtet, er ertheilte die nämliche Antwort, die er dem alten Jäger gegeben hatte. Auch weckte der Schritt der hochmüthigen, ihn anfeindenden Dame ähnliche Betrachtungen in Robert, wie er sie einige Tage früher beim Arbeiterfeste angestellt:

„Vor der Welt ist gerecht, wer es versteht, sich den Erfolg zu sichern."

Uebrigens bot sich Robert bereitwillig der Gräfin Wolfskeehl zum Führer zu allem an, was sie von seinen Unternehmungen interessiren konnte, und Beide begaben sich auf die Wanderung. Lilly blieb zurück, alte Tummelplätze ihrer und Judith's gemeinschaftlichen Spiele aufzusuchen; auch den Thieren wurde Besuch abgestattet.

Als die Mama weit genug entfernt und durch die Vorzüge einer besonderen Race Schafe zu sehr in Anspruch genommen war, um Lilly's zu achten, wagte auch Alfred sich wieder hervor.

Nach einigen Stunden mit seiner Dame zurückkehrend, sah Robert von weitem schon, wie die kleine Gräfin auf dem zahmen Rehe ritt und der jüngere Bärenburg daneben ging. Er fand nichts Arges darin. Sein schlichter, gerader Sinn besaß wenig Raum für Zweifel, und Argwohn.

Robert lächelte nur, als er Gräfin Wolfskeehl's Wangen sich dunkler färben sah und wahrnahm, wie seine Gefährtin die Schritte beschleunigte, denn sie hatte das Nämliche erblickt als er, aber mit gänzlich verschiedenem Auge. Ebenso lächelte er über Alfred's Benehmen; dieser erwartete keineswegs den Feind festen Fußes, sondern hatte schon längst die Flucht ergriffen, bevor Lilly's Mutter herankam.

Robert bat die Damen artig, in die Gallerie zu treten, auszuruhen und eine kleine Erfrischung anzunehmen. Gräfin Wolfskeehl willigte ein. Obwol sie in der letzteren Zeit ihre Meinung über den früher geschmähten Mann geändert hatte, so war doch noch eine boshafte Neugierde bei ihr zurückgeblieben. Der Haushalt des Sonderlings, hoffte sie, sollte ihr Stoff zu spöttischen Bemerkungen bieten.

Unangenehm überrascht vernahm die Dame, wie der Hausherr Christian befahl, den Grafen Bärenburg zu suchen und ihm zu sagen, daß er erwartet würde.

Schon drängte sich Gräfin Wolfskeehl eine Bemerkung auf die Lippen, aber ein gewisses etwas in Robert's Wesen lehrte sie vorsichtig zu sein. Sein männliches Wesen nöthigte ihr Achtung ab. Sie fühlte, daß er nie ihrer Laune den Hausgenossen opfern würde. Gänzlich konnte und wollte sie jedoch nicht schweigen.

„Alfred's eigene Mutter kann Ihre seltsame Vorliebe für den thörichten Jungen nicht begreifen," sagte sie.

„Mein Handeln erklärt sich sehr einfach, gnädige Gräfin," lautete die ruhige Erwiederung. „Persönliche Freundschaft leitet mich nicht dazu, denn zu einer solchen besteht nicht genug Uebereinstimmung zwischen mir und Alfred. Aus Rücksicht für Alfred's Vater und Schwester nahm ich mich seiner an. Der Schritt seiner Mutter erschien mir tadelnswerth, weil der junge Mann sich selbst überlassen, unfehlbar zu Grunde gehen mußte. Uebrigens füllt Alfred den von mir ihm anvertrauten Platz genügend aus."

„Vielleicht lohnt er ihnen einmal, wie er es dem Regimente gethan hat!"

„Gnädige Gräfin, mein Hausgenosse ist ein leichtsinniger, schwacher Mensch, aber kein Verbrecher, dies bitte ich als bewiesen anzunehmen von dem Manne, der mit mir zu Tische sitzt. Sein Vergehen beim Regimente verdiente strenge Rüge; aber nur Nachlässigkeit, nicht absichtliche Unterschlagung kann ihm zur Last gelegt werden. An Alfred ward durch unverständige Nachsicht wie durch unverständige Strenge gefehlt; Mancher büßt gleiches Unrecht seiner Familie im Kerker ab, den sittlicher Ernst zu rechter Zeit gebessert haben würde."

„Mein Geschmack wäre es nicht, den Schulmeister eines Unverbesserlichen zu spielen," entgegnete die Dame, „biegen oder brechen, das ist mein Grundsatz."

Sie schaute zufrieden vor sich hin, hatte sie doch den Gatten glücklich — gebogen.

„Du weißt, was i ch von Alfred halte, Lilly," fuhr sie gegen die Tochter gewendet drohend fort, „also keine Vertraulichkeit!"

Der feige Junge krümmte sich förmlich unter Gräfin Wolfskeehl's feindseliger Kälte; was auch Robert versuchte, ihn in's Gespräch zu ziehen, er blieb einsilbig verschüchtert. Nur unter dem Tische drückten sich er und die kleine Gräfin die Hand. Soweit es die Mutter bemerken konnte, beachteten sie sich kaum. Die energische Dame war, als sie die Wirkung ihrer Gegenwart beobachtete, zufrieden, und kehrte ruhig zu dem sie interessirenden Gespräch mit Robert zurück.

Zu bespötteln fand Gräfin Wolfskeehl mit dem besten Willen nichts. Christian servirte die kleine Mahlzeit mit dem vollen Anstande des Dieners eines guten Hauses. Alles war einfach und gut, ohne Schaugepränge. Die Dame mußte sogar bekennen, daß die Sache weit besser ablief, als bei ihr, wenn sie die in Livreebedienten maskirten Bauern-

jungen fortwährend commandirte, wie ein Feldherr seinen Schlachthaufen, so daß die Gäste häufig des ungestörten Gespräches entbehren mußten. Zuweilen bekam auch der glückliche Gatte oder Lilly etwas Zank mit ab zur Erhöhung der Gemüthlichkeit.

Zum vertraulichen Geplauder mit dem Mädchen hatte es Robert, stets von der Mutter in Anspruch genommen, während des Besuches nicht bringen können. Er geleitete die Damen an den Wagen und bot ihnen die Hand zum Einsteigen.

„Wir sehen Sie doch jetzt auch einmal in Wolfskeehl?" sagte die Gräfin sehr gnädig und Lilly blickte bittend dazu.

Freudig versprach es Robert; die ihn früher von der Gesellschaft fernhaltenden Gründe bestanden nicht mehr. Heiter blickte er eine Weile den Abfahrenden nach und gedachte der Zeit, wenn Lilly daheim sei — bei ihm.

Wieder zurückkehrend nach der Gallerie, rief Robert Alfred, dem er etwas mittheilen wollte. Der junge Graf wurde aus einer Ecke aufgeschreckt, in welcher er, eifrig einen ihm von Lilly zugesteckten dicken Brief lesend, gesessen hatte. Die Epistel gelangte einstweilen rasch in die Tasche, um später unter das Kopfkissen zu wandern und schließlich

die schon ansehnliche Sammlung in der alten Cigarrenkiste zu vermehren.

Gräfin Lilly hatte einigermaßen die Schreiblust ihres Vaters geerbt, nur war in allen ihren Erzeugnissen sie selbst die Heldin, und bewegte sie sich mehr in der Wirklichkeit, als der Vater in seinen Romanen. Alfred empfing von ihr in Briefform ein Tagebuch ihres überwallenden Herzens.

Die beiden Damen blieben schweigsam auf der Heimfahrt, jede hatte zu viel zu denken.

Die Mama war so in Anspruch genommen von der gesehenen landwirthschaftlichen Herrlichkeit, daß sie sogar Lilly auszuzanken vergaß über den Bruch des Verbotes, mit Alfred zu sprechen. Vieles wollte Gräfin Wolfskeehl dem Nachbar nachmachen. Jetzt, weil es doch keinen Anschein hatte, er verderbe, mochte sie ihn ebensogut zum Freunde haben. Die energische Frau freute sich auf den hitzigen Streit zwischen ihr und Charlotte, sobald Gräfin Bärenburg die veränderten Beziehungen zwischen Wolfskeehl und Oberndorf erfahren würde.

Manche und die Weiseren zwar lieben den Frieden; Anderen ist der Kampf ihr Lebenselement, zu diesen zählte Lilly's Mutter.

Daneben tauchte ein seltsamer Gedanke in der Dame auf: Baron Härdenstein wäre kein übler Schwiegersohn, und würde ihr als solcher mit Rath und That unter die Arme greifen; seine eigenen Angelegenheiten schienen sich vortheilhaft zu gestalten. Fast bedauerte die Gräfin, daß die Sache mit Kurt von Charlotte und ihr schon so gut wie abgemacht war.

Hätte eine Verbindung mit der schwarzen Linie der Bärenburg nicht so glänzende Aussichten geboten, die Dame wäre zum Verrath an der Freundschaft sogleich bereit gewesen.

Schließlich kehrten die Gedanken der Gräfin ausschließlich zur Drainage zurück; die blieb doch das Interessanteste von allem, ungleich wichtiger, als der Tochter Freier.

Auch Lilly war in angenehme Träumereien verloren; zwei Männer standen auf dem Zauberboden ihrer Phantasie, es blieb noch Raum sogar für einen Dritten. Graf Dagobert besaß, wenn in der Nähe, auch ein Anrecht.

Jeder in seiner Art!

Wem die kleine Gräfin endgültig gehören sollte, das mußte bei einer Gemüthsart, wie der ihrigen, fremder Wille oder vielleicht bloßer Zufall entscheiden.

Zu Alfred hatte sie Mitleid geführt, die Rolle der Beschützerin gefiel Lilly, auch nahm sie auf der ganzen Welt niemand als der thörichte Junge für ein Orakel und letzteres schmeichelte ihrer Eitelkeit.

Robert nahm sie für sich durch die milde Klarheit und ruhige Festigkeit seines Wesens ein, Lilly mußte ihn unwillkürlich lieben und achten. Seine Ueberlegenheit hinderte jedoch die innige Gemeinschaft. Robert übersah die maßlose Ungleichheit, weil er durch das Prisma der Täuschung auf die kleine Gräfin blickte. Sie war sich ihrer Grundverschiedenheit wol bewußt, aber sie empfand dieselbe nur als etwas Unbequemes. Unendlich näher stand ihr Alfred, mit ihm ließ sich gute Kameradschaft halten.

Hätte Lilly ihre schwankenden Gefühle einer Selbstprüfung unterworfen, sie würde gefunden haben, daß sie beide liebe. Aber gewohnt nur unter den Impulsen des Augenblicks zu leben, gab sich die kleine Gräfin keine Rechenschaft über ihre Empfindungen.

Je nach dem die äußeren Eindrücke einwirkten, stieg der Eine, sank der Andere. Sie trieb kein künstliches, gemachtes Spiel, war im eigentlichen Sinn keine Coquette; nur hatte der ernste Mann unsicheren Kinderhänden sein Glück anvertraut.

Zweites Capitel.

Kurz nach Gräfin Wolfskeehl's Besuch in Oberndorf führte Robert seinen Vorsatz aus, in die Hauptstadt zu reisen. Judith empfing am Morgen seiner Ankunft daselbst ein paar Zeilen von ihm. Er schrieb, daß seine Zeit von Geschäften zu sehr in Anspruch genommen sei, um den Ueberschuß zwischen ihr und der Mutter theilen zu können. Daher bat er, sie wollten alle den ihm freibleibenden Nachmittag gemeinschaftlich verbringen. Judith möge mit Frau Braich sich in der Wohnung der Baronin einfinden.

Die Künstlerin ward froh erregt durch die Nachricht und erwartete mit Ungeduld Frau Barbara, auch ihr die angenehme Kunde mitzutheilen. Beide besuchten zuweilen

Robert's Mutter, welche auch die Kapellmeisterin schon von früher kannte.

Judith ging gern zur Baronin Härdenstein, sie empfing dort sanfte Beschwichtigung für die mannichfachen Aufregungen, für die Nerven-Ueberreizungen, welche ihr die Stellung in der Oeffentlichkeit bereitete. Der Verkehr mit vielen Menschen, die mehr oder minder Einfluß auf unser Geschick üben können, die Arbeit selbst und sogar die freudige Erregung des Erfolges steigern die Reizbarkeit zu häufig peinlicher Höhe.

Jedes Uebel findet naturgemäße Heilung im Gegensatze.

Sobald Judith die stillen Gemächer der eingezogen lebenden Dame betrat, fühlte sie sich in einer anderen Welt. An der Schwelle blieb der Kampf zurück, drinnen weilte der Friede. Der Charakter der Bewohnerin hatte sogar der äußeren Umgebung sein bestimmtes Gepräge aufgedrückt. Nichts ermüdete das Auge, nichts beleidigte den Sinn, alles Anspannende, Aufregende fehlte.

Baronin Härdenstein kannte nur noch ein großes irdisches Interesse — Robert. An ihn gemahnten viele Gegenstände um sie her. Der erste Blick des Eintretenden fiel auf das lebensgroße Bild des Sohnes, ein kluger, hübscher Knabenkopf wiederholte sich mehre Male. Was sich in der

schmucklosen Wohnung und an der einfachen Frau von seltenen und kostbaren Gegenständen befand, rührte vom guten Sohne her.

Die Mutter sprach gern von ihm, sie besaß einen zu guten Geschmack, um es Fremden oder Gleichgültigen gegenüber zu thun, aber als sie Judith's Interesse für Robert wahrnahm, that sie es bei ihr. Sie erzählte kleine Züge aus seinem Jugendleben, las auch gern interessante Stellen aus den während der sechsjährigen Reise empfangenen Briefen vor. Treffende Bemerkungen, nützliche Erfahrungen fanden sich darin aufgezeichnet. Die Mutter hatte sie eigens für Robert's Gebrauch abgeschrieben und zusammengestellt, das Original aber behalten.

Judith lernte den Freund stets höher achten, ihre Neigung, die auf der einzig festen Basis, auf der Ueberzeugung von seiner Vortrefflichkeit beruhete, wuchs.

Frau Barbara war früh Morgens schon ausgegangen, und Judith ängstigte sich der verzögerten Heimkehr; sie mußte in die Probe, bevor ihre Pflegemutter zurückgekehrt war.

Das kam davon her, daß die gute Frau eine Begegnung gehabt hatte.

Sie begab sich nach der Kirche, den überirdischen Trost hatte sie jetzt nöthiger als sonst. Der Weg war weit, die

Füße ermüden leicht, wenn das Herz schwer ist, und ihren Alten vergaß Frau Barbara nie. Vor sich her sah sie eine schlanke Mädchengestalt wanken. Fast gleichzeitig erreichten beide die Kirche. Vom Altarblatt leuchtete das milde Christusbild, es schien zu sagen: kommt alle, die ihr müde und beladen, zu mir!

Die Predigt, die echt evangelischen Geist athmete, hatte Frau Barbara erquickt, nicht so die kurz vor ihr Eingetretene, die unterbrach oft durch lautes Schluchzen den Vortrag.

Die Weinende zog die Aufmerksamkeit der Kapellmeisterin auf sich, deren weiches Gemüth Trost zu spenden Verlangen trug.

Als die Kirche sich leerte, berührte Frau Barbara die Betrübte, ein bleiches, verweintes Gesicht schaute empor, aber die mütterliche Matrone erweckte Vertrauen. Draußen standen Bänke auf freiem Platze, beide ließen sich nieder, die Kapellmeisterin erfuhr eine sehr gewöhnliche Geschichte von Thorheit und deren Folgen. Indessen war es nicht das Geschick einer gänzlich Fremden.

Die gute Frau erinnerte sich jetzt, Bertha Schwarz schon früher gekannt zu haben, freilich zu einer Zeit, als diese noch Kind war. Hartes, liebeloses Urtheil der Menschen

hatte das Mädchen aus der Heimath vertrieben, wie sie nun klagend berichtete. In der Hauptstadt war es ihr schlecht ergangen. Das abgehärmte Aeußere bestätigte die Worte.

Die Kapellmeisterin war weit entfernt von jeder Werkheiligkeit, sie geizte nicht nach dem Ruhme, eine sogenannte gute That zu vollbringen. Ebensowenig vermochte Frau Barbara sich zur ethischen Höhe emporzuschwingen, auf welcher das Gute als das principiell Nothwendige erkannt wird. Sie war einfach warmherzig und von leicht erregtem Mitleid, bereit mit den Betrübten zu weinen, nach Kräften zu helfen.

Frau Barbara tröstete auch Bertha und bestellte sie gegen Abend in ihre Wohnung, dort hoffte sie, nach Rücksprache mit einer anderen Person, eine günstige Wendung in dem Geschicke der Wirthstochter von Oberndorf herbeizuführen.

Alle diese Erklärungen gingen wort- und thränenreich zwischen den beiden Frauen ab; das war der Grund, warum sich die Kapellmeisterin verspätete.

Judith hörte heimkehrend etwas zerstreut den Bericht ihrer mütterlichen Freundin, die Gedanken wanderten voraus zum Zusammentreffen mit Robert.

Bald nach Tisch begaben sich auch Beide in Baronin Härdenstein's Wohnung.

Gemeinschaftlich nahm man den Kaffee am freundlichen Platze vor dem Hause unter den Bäumen. Dann suchten Robert und Judith den Garten auf: es war ihnen Bedürfniß allein mit einander zu sprechen.

Sie gingen Seite an Seite, hohe Zufriedenheit leuchtete auf ihren Zügen. Judith war vollkommen resignirt wegen des Vorzugs, den er Lilly erwies. Ruhige Freundschaft ohne Schwanken und Wanken paßte in Beider an Anstrengung reiches Leben. Eine wechselvolle, launenhafte Beziehung, wie sie zwischen dem verschiedenen Geschlecht so häufig vorkommt, hätten sie nur als Bürde empfunden.

„Sie retteten Alfred," sagte Judith, mit dem Ausdrucke innigen Dankes.

„Leider kann ich nur wenig thun," entgegnete er. „Es ist mir gelungen, seinen Charakter zu zügeln, nicht ummodelnd und veredelnd auf ihn einzuwirken. Sie thaten mehr, Sie zogen ihn durch Ihre großmüthige Hülfe vom Abgrunde zurück."

„Es war doch wol natürlich, daß ich den Namen meines Vaters vor Schmach bewahrte."

„Es war natürlich,“ wiederholte er, „natürlich von Ihnen, Gräfin Judith.“ Das ungesuchte Lob, was in diesen Worten lag, das Lob aus des hochgeschätzten Mannes Munde trieb Judith das Roth der Freude in die Wangen.

Ruhig sprachen sie dann weiter zusammen, die Worte klangen kühl genug. Robert berichtete den eigentlichen Grund, der ihn in die Stadt geführt, der Mutter konnte er jetzt eine würdige Heimath in Schloß Oberndorf bereiten, dorthin wollte er sie führen.

Theilnehmend blickte Judith auf den Freund, in hoher Freudigkeit leuchteten seine männlichen Züge, der Glanz der Befriedigung lag auf ihnen.

„Sie sind ein guter Sohn!“ rief Judith, ihre Bewegung niederkämpfend.

„Es wäre mir schwerer, es nicht zu sein,“ entgegnete er lächelnd, „Sie kannten ja längst den ersten Theil meines Lebensprogramms.“

Dann käme also der Zweite — die Heirath mit Lilly!

Unter dem ruhigen Klang von Robert's Stimme bezwang Judith die sie bei diesem Gedanken beschleichende peinliche Empfindung. Von dem Gedeihen seines Werkes sprach er, und von dem, was ihm noch zu thun übrig sei. Nachher lauschte er theilnehmend dem, was sie von ihrem

Thun, den Mühen und Kämpfen, wie dem Erfolge berichtete.

Robert fragte sich nicht, weshalb er Judith zur Vertrauten mache, da er doch sonst mit Niemand über seine Angelegenheiten zu sprechen pflegte, auch die Künstlerin wunderte sich nicht, daß sie dem Freunde gegenüber ihre innersten Gedanken verrieth, sie, die sich in ruhiger Selbstbeherrschung vor ihrer Umgebung zu verschließen liebte.

Es floß der Quell des Vertrauens lebendig zwischen ihnen, sie empfanden die Labung, ohne nach dem Ursprunge zu forschen.

Häufig suchten die Augen der am Tische mit weiblicher Arbeit beschäftigten Frauen die Lustwandelnden, die nicht müde werden konnten, auf und ab zu gehen, mit einander zu plaudern.

„Ein schönes Paar," bemerkte die Kapellmeisterin, ihrem Lieblingsgedanken nachhängend.

Der versteckte Sinn entging Robert's Mutter gänzlich. Mit freudigen Blicken hing auch sie an den zwei Gestalten und ihr Mund floß über in stolzem Lobe dessen, der ihren Lebensabend zur glücklichsten Zeit ihres Daseins schuf.

„Auch mich hat Gott gesegnet mit meiner Judith," nahm Frau Barbara eifrig das Wort, „wahrlich ich ertrüge das vereinsamte Leben nicht ohne das Kind."

„Wie schade nur, daß Judith Schauspielerin ist, ich kann mich mit dem Gedanken nie versöhnen."

Ein paar Thränen waren beim Andenken an den, der sie vereinsamt zurückgelassen, von den Wangen Barbara's, die nicht mehr so roth und voll als vordem waren, herabgerollt; zornige Erregung verdrängte jedoch nach der Bemerkung der Dame vom Hause rasch ihren Schmerz.

„Mein Kind geht seinen Weg in Ehren," versetzte Frau Barbara fest.

„Sie haben recht," erwiederte die Baronin, „ein Vorurtheil läßt sich schwer überwinden, aber ich bekenne, daß nicht, was der Mensch, sondern wie er es thut, über seinen Werth entscheidet."

Die Dame besaß die echte, christliche Milde der Gesinnung, so verschieden von den schroffen, unduldsamen Ansichten der Modefrommen. Es deuchte ihr, sie hätte ein Unrecht an Judith zu sühnen, und in doppelter Freundlichkeit suchte sie es gut zu machen, als der Sohn mit der Künstlerin herantrat. Besaß doch auch Judith Robert's

volle Achtung und Freundschaft, der konnte solche Gefühle aber nur der Würdigen gewähren.

Baron Härdenstein knüpfte mittlerweile ein heiteres Gespräch mit der Kapellmeisterin an, und der unter dem Drucke der Trauer gelähmte Frohsinn erwachte von neuem wieder.

Später trennte man sich in allgemeiner Harmonie.

Zu Hause traf Judith Bertha Schwarz ihrer harrend.

„Die erste Bedingung, wenn ich etwas für Dich thun soll, ist Geheimhaltung," sagte die Künstlerin. „Vergiß, daß Du je Gräfin Judith gekannt hast, hier befindet sich nur die Schauspielerin Louise Braich."

Die Wirthstochter von Oberndorf gelobte es und betheuerte hierauf, daß sie blos leichtsinnig, niemals schlecht gewesen, dafür aber hart bestraft sei.

Gräfin Judith hatte die Gedanken an die Heimath wieder in Bertha erweckt, an das Vaterhaus, das nicht genug geschätzt wird, so lange seine schützenden Mauern uns in der Jugend umgeben, das später, wenn wir es verlassen mußten und in die Welt hinausgestoßen wurden, sehnsüchtig von uns im Sinne getragen wird, als Stätte eines sichern Glückes.

Die Erinnerung dessen, was sie erduldet, seit sie jenen Hafen verlassen, überwältigte Bertha; krampfhaftes Schluchzen erschütterte den Körper des Mädchens.

Judith stand überrascht und unangenehm berührt vor diesem maßlosen Schmerze, dessen heftiger Erguß ihr Gefühl verletzte.

„Ich glaube Dir," sagte sie, „will Dich bei mir aufnehmen und für Dich sorgen, aber jetzt fasse Dich."

Frau Barbara stand der Fassungsgabe Bertha's näher; sie begriff den Zustand des Mädchens besser.

Freundlich nahm die Kapellmeisterin die Hand des weinenden Kindes, führte sie aus dem Zimmer und unterwies sie in den Pflichten des neu zu übernehmenden Amtes. In der Garderobe vor den offenen Schränken hielten sie und bei dem Anblicke aller der Herrlichkeiten, welche ihr künftig anvertraut sein sollten, versiegten Bertha's Thränen.

Der Kummer einer Achtzehnjährigen ist nicht langlebig; er gleicht dem Märzenschnee, die erste Sonne nimmt ihn hinweg.

Drittes Capitel.

Bertha's Lehrzeit lief rasch und glücklich ab, sie zeigte Geschick und Frau Barbara fand wohlthuende Zerstreuung darin, das junge Mädchen zu unterrichten. Dabei verfolgte sie noch einen Zweck, den sie freilich nur ihrer Schülerin allein anvertraute. Der Kapellmeisterin dünkte es zuweilen, sie sei nicht mehr bestimmt, lange auf Erden zu wandeln, der Alte hole sie bald zu sich, für den Fall wünschte sie eine treue Seele in Judith's Nähe.

Die neue Kammerjungfer entsprach den Anforderungen der Herrin. Es lag etwas Naturfrisches, Naiv-Kindliches in Bertha. Unverdorben, von seltener Ehrlichkeit, leidenschaftlich in ihrer Anhänglichkeit, gewann Bertha Judith's Zuneigung.

Dem hübschen Mädchen wurde es vollkommen behaglich in dem wohlhabenden, wohlgeordneten Haushalte der Künstlerin. Wenige Monate stellten die volle Blüthe wieder her. Bertha lebte sich ein in der großen Stadt, ungern nur wäre sie in ihre früheren Verhältnisse zurückgekehrt.

An den Triumphen ihrer Gebieterin nahm das treue Geschöpf innigen Antheil; allabendlich, so oft Judith auftrat, konnte man ein hübsches Mädchengesicht an der vergitterten Seitenloge des vierten Ranges sehen, das stets der Bühne zugewandt war.

Judith war wieder in einem neuen Stück aufgetreten; der schöne Anzug, durch Bertha's geschickte Finger gefertigt, interessirte das Kammermädchen nicht wenig, das Beifallklatschen berauschte sie.

In Judith's Ankleidezimmer half Bertha ihr die reiche Kleidung ablegen und mit einem bequemen Ueberwurf vertauschen. Den Schmuck verschloß das Mädchen sorgfältig in Etuis, diese zu sich steckend. Nachher stieg sie mit ihrer Herrin in den Wagen.

Die Künstlerin war müde, es that ihr das Dämmerlicht um sie her, die Ruhe wohl; so mußte Bertha, die eben zu aufgeregt zum Schweigen war, plaudern ohne Erwiederung.

Das Fräulein war den Abend sehr schön gewesen — sie hatte das Publikum hingerissen — der Offizier lehnte wieder an seiner gewohnten Säule und verwandte kein Auge.

Judith wußte es, sie nahm Mühlauer jedesmal wahr, so oft sie auftrat, sie würde ihn sogar vermißt haben, wenn er einmal ausgeblieben wäre, so hatte sie sich an den stummen Bewunderer gewöhnt. Außerdem begegnete ihr der Oberlieutenant häufig auf Spaziergängen, er schien ihre Lebensweise studirt zu haben und ihr aus der Entfernung zu folgen. Diese Hartnäckigkeit hatte etwas Schmeichelhaftes für die Künstlerin, sie erzwang auch deren Aufmerksamkeit.

Bertha fuhr fort zu plaudern. Sie ging vom Theater zu Tagesneuigkeiten über. „Man befürchtet Unruhen," sagte sie, „wären wir nur erst glücklich zu Hause mit den Edelsteinen."

„Unsinn, Deine aufgeregte Einbildungskraft sieht überall Gefahren."

Diese Bemerkung Judith's brach das Gespräch ab, auch das Kammermädchen schwieg, sie hielt etwas unmuthig ihr Lärvchen aus Wagenfenster. In dem Augenblicke wünschte das unbesonnene Mädchen einen kleinen Aufstand, ihre Gebieterin für deren Unempfindlichkeit zu züchtigen.

Es wogte noch unruhig in den sonst stillen nächtlichen Straßen. Patrouillen sprengten vorüber, der erhöhte Bierpreis hatte die unteren Schichten der Bevölkerung in einer Lebensfrage betroffen.

Dichter wurden die Volkshaufen, der Wagen hatte Mühe, vorwärts zu dringen, aus der Ferne ertönte wüstes Geschrei.

Judith wurde aufmerksam.

„Wir steigen besser aus und versuchen zu Fuße weiter zu kommen,“ sagte sie.

„Fräulein, um's Himmelswillen! ich sterbe vor Angst.“

In unarticulirtem Schrei erstickte die Rede, krampfhaft klammerte sich Bertha an den Arm ihrer Dame, vor der Wirklichkeit wich der Muthwille des Mädchens.

Militär hatte die Straße gesperrt, Steine flogen.

Judith schaute auf das Köpfemeer, die vorgehaltenen blanken Waffen, widrige Töne erklangen ihr in's Ohr, peinliche Verlegenheit ergriff sie.

Was können zwei Frauen in solcher Lage beginnen?

Das Nachdenken währte nicht lange, der Wagenschlag wurde aufgerissen und nicht ohne angenehme Empfindung erkannte Judith Oberlieutenant Mühlauer.

„Seien Sie unbesorgt, ich bringe Sie sicher nach Hause," versetzte er kühl.

Die Schauspielerin nahm dankbar den dargebotenen Arm; erst zitterte der ihrige ein wenig, rasch gewann sie bei der Kaltblütigkeit ihres Begleiters die volle Selbstbeherrschung zurück. Der Oberlieutenant führte sie an der linken Seite, seine rechte Hand verbarg sich unter dem Waffenrock, er hatte den Griff eines „life preserver" gefaßt. In sinnloser Angst klammerte sich Bertha an ihre Herrin.

Der Lärm drang näher und näher.

„Fräulein, wenn sie wüßten, was ich in der Tasche trage, sie ermordeten uns!"

„Schweige!"

Sie traten in eine enge, vom Militär abgesperrte Gasse, die Uniform diente als Paß. Unmittelbare Gefahr schien eben keine vorhanden und doch schüttelte es den Körper des Offiziers wie Fieberfrost. Judith nahm es mit Erstaunen wahr.

Was mochte es sein? Furcht hatte wol niemals diese harten, entschlossenen Züge gebleicht!

Uebrigens versuchte Mühlauer seine Bewegung zu besiegen, er sprach von gleichgültigen Gegenständen, die Ereignisse um sie her; der von ihm geleistete Dienst schien ihm

nicht der Erwähnung werth. Judith schätzte diese Kaltblütigkeit.

Am Ausgange des Gäßchens hatten sie noch einen freien Platz zu überschreiten, der eigentliche Schauplatz des Tumultes blieb hinter ihnen. Einige Straßen weiter heulte der Aufruhr, Schüsse knallten, sie empfing das schützende Thor.

Mit außerordentlich wohlthuendem Gefühl sah sich Judith auf ihrer erleuchteten Treppe, im Frieden des ruhigen Hauses, den scheußlichen Auftritten, wie sie durch entfesselten Pöbel herbeigeführt werden, entrückt.

Bertha war schluchzend auf den Stufen zusammengebrochen, jetzt, da die Gefahr vorüber, weinte sie, bisher hatte der Paroxismus der Angst ihre Thränen zurückgehalten.

„Gute Nacht!" sagte Mühlauer, seine Hand an die Dienstmütze legend.

„Wollen Sie nicht mit heraufkommen." Judith sprach es, sie empfand Dankbarkeit für den Retter und mochte ihn nicht ungastlich von ihrer Thür schicken.

Hatte er die Einladung erwartet oder nicht? es ließ sich aus dem undurchdringlichen Wesen nicht bestimmen. Meteorgleich zuckte ein Strahl der Befriedigung über das finstere Gesicht, zu rasch verschwand er, um Judith aufzufallen.

Der energische Zuspruch der Künstlerin brachte das Kammermädchen wieder auf die Beine, alle drei stiegen sie die Treppe hinauf, oben wartete in heftiger Angst Frau Barbara.

Erst küßte die Kapellmeisterin ihr Kind unter Thränen, nachher hatte sie ihren freundlichen Knix für den Begleiter.

Das Nachtmahl war gerüstet, Judith erholte sich gern dabei von den Anstrengungen des Abends und manchmal beklagte sie, Niemand zu haben, der noch zum Plaudern aufgelegt war, denn Frau Barbara, in ihrer Gesundheit nicht mehr die Alte, wurde rasch müde.

Heute fehlte der Gefährte nicht, der keineswegs Ungeduld zeigte aufzubrechen. Mühlauer sprach wenig, die Gabe gewandter Rede fehlte ihm, doch was er sagte, war klug.

Sie saßen an ovaler Eichentafel inmitten eines großen, luftigen Gemaches, alle Möbel bestanden aus massiv gearbeitetem dunkelgebeizten Holze. Hohe Bücherschränke von einigen guten Gemälden unterbrochen, reihten sich an die Wände. Besonders ein kostbarer Schrank mit prachtvoll geschnitztem Aufsatze fesselte den Blick des Besuchers. Ein breiter Divan mit gepreßtem, dunkelgrünem Utrechter Sammet überzogen, befand sich in einer Ecke, davor ein mit Zeitschriften beladener Tisch, rings umher bequeme Sitze. Der

nämliche schwere Stoff hing als Vorhang von Fenstern und Thüren herab. Eine weiche, elastische Decke lag über dem Boden. Starkes Licht von oben herabfallend, concentrirte sich auf dem reich servirten Tisch, in Krystal und Silber sich spiegelnd, die brennenden Farben des chinesischen Porzellanes freundlich beleuchtend. Bis in die entferntesten Ecken des Gemaches war hinreichende Helle, um zu lesen, verbreitet.

Judith's Umgebung war einfach, harmonisch, von einem gebildeten Geschmack geordnet, dem unverwöhnten Auge ihres Gastes dünkte sie herrlich.

Ein Diener in schwarzem Anzuge hatte die Tafel besorgt. Jetzt räumte er sie ab, nur Flaschen und Gläser blieben. Frau Barbara begab sich nach dem Divan, um in sanftem Vorschlafe zu nicken. Judith lehnte in ihrem Armstuhle anmuthig hingegossen, ein gesticktes Spitzen-besetztes Nachtkleid aus durchsichtigem Mousseline, schmiegte sich weich an die prächtigen Formen.

Alles zusammen berauschte den Mann, der ihr gegenüber saß, aber die Selbstbeherrschung verlor er nie.

Mühlauer wanderte in Gedanken fort aus der gesättigten warmen Umgebung, in das kalte, unschöne Heimwesen, wie es seine Kindheit umfaßte.

Der Sohn eines Advocaten, der mit riesigen Anstrengungen sich mäßigen Wohlstand erwarb, hatte der Knabe die Einwirkung zusammenschnürender, karger Sparsamkeit empfunden. Die Grazien waren am väterlichen Heerde nicht heimisch gewesen. Bevor die Wohlhabenheit sich zum Reichthum erweitern konnte, starb der Vater noch in mittleren Jahren. Aermlicher, kleinlicher gestaltete sich der Haushalt unter der Herrschaft der Witwe. Der älteste Knabe Max floh von seinen juridischen Büchern hinweg, die ihn niemals gefesselt hatten, und ließ sich anwerben. Weil er wirklich tüchtig war, brachte er es zum Offizier.

Einst, im dreizehnten Lebensjahre, des gedachte er heute besonders,, hatte er an einem Schaufenster veilchenblaue Federballen zum Volantspiel gesehen. Mit heißem Begehren hingen die lüsternen Knabenaugen an dem hübschen Spielzeug, der Besitz desselben wurde zum Wachtraum für Max Mühlauer. Hinreichende Baarschaft besaß er nicht, den Gegenstand seines Sehnens zu kaufen. Mit großem Aufwande von Schlauheit gelang es ihm einmal den ernsten, strengen Vater vor den Spielwaarenladen zu führen. Zitternd zeigte der Knabe das so inbrünstig Verlangte, er flehte und flehte — umsonst, der harte Vater, selbst aufgewachsen in der rauhen Schule der Armuth, ging vorüber. Es war

Advocat Mühlauer's letzter Ausgang, nachher legte er sich nieder, um zu sterben.

Der Offizier blickte hinüber auf Judith, sie war für seine Mannesjahre, was die veilchenblauen Federbälle dem Knaben gewesen. Aber der Mann war entschlossener, Das, was er so heiß ersehnte, auch zu erstreben.

Was sich allmälig in Max Mühlauer entzündet hatte, glich nicht der leichten, nach Befriedigung des Augenblicks haschenden Neigung.

Auch für Judith konnte eine Bekanntschaft nicht gleichgültig sein, die unter gemeinsam bestandener Gefahr mit einem Manne angeknüpft war, der ihr einen wesentlichen Dienst geleistet und schon vorher ihr Interesse erregt hatte.

Neue Menschen gleichen neuen Büchern, denkende Personen lieben darin zu blättern.

Durch Judith's Fragen angeregt, berichtete Mühlauer aus seinem Jugendleben.

Er erzählte von einer Reise, die sie unternommen; die Eltern, er und die anderen Kinder in eine Kutsche verpackt. Der Vater brummte und die Mutter zankte. Bald nach der Ankunft entstand Streit mit den Freunden, welche man besuchte, so blieb die erwartete Kinderfreude aus. Das

monatelang vorher vom Knaben ersehnte Ereigniß brachte keine Lust.

Der Offizier sprach nachher über seinen Beruf, der ihn nicht vollständig erfüllte und das peinliche Gefühl der Nicht-Befriedigung in ihm zurückließ. Der Frieden bot keine Aussicht auf Vorwärtskommen. Das in energischen Naturen besonders mächtige Streben, die eigene Lage zu verbessern, fand kein Ziel. Die unverwandten Kräfte, denen die Ausdehnung nach Außen versagt war, wirkten stürmisch nach Innen. Daher hatte auch Mühlauer der Leidenschaft für Judith sich so ganz hingegeben.

„Haben Sie keine Liebhaberei, nicht ein Lieblingsstudium, oder wenigstens einen gern verfolgten Zeitvertreib?" fragte Judith.

„Alles dies blieb mir fremd — das Leben besitzt wenig Reiz für mich."

Die harten Züge, der Schatten auf dem hagern Gesichte bewiesen, daß der Oberlieutenant die Wahrheit sprach. Judith blickte mit beginnendem Interesse auf den Gefährten, er zählte nicht zu den flachen Persönlichkeiten, die in den mechanischen Gewohnheiten des Alltaglebens aufgehen.

Mühlauer war kein schöner Mann, gefallen konnte er nur mäßig, sein Benehmen erschien weder frei noch gewandt, dem gedrückten Charakter mangelte das Selbstgefühl, es kam ihm abhanden unter den Widerwärtigkeiten des Lebens.

„Mir ist es gleichgültig, heute oder morgen, wenn es aus ist," schloß er.

Nicht in knabenhaftem Unmuthe entfuhr ihm das Wort, aus seinem ganzen Wesen sprach die düstere Energie des Mannes, der von den äußeren Dingen unbefriedigt, niemals nach den inneren gerungen und sich deshalb eine finstere Weltansicht bildete.

Judith hatte auf freier, sonniger Höhe im Vollgenusse des Daseins gestanden; Schatten fielen auch auf ihr Geschick, doch keiner rührte von innerer Störung, sie waren von Außen durch Andere an sie herangebracht. Als ihre alte Stellung ihr unhaltbar dünkte, hatte sie rüstig zu arbeiten begonnen, sich eine neue zu gründen, und Gelingen begleitete die Schritte der Künstlerin.

Warum gab der körperlich nicht kranke, verstandesklare Mann dem Drucke nach und stand müßig, mit dem Schicksal hadernd? Der Gegensatz zu ihrem eigenen Wesen lockte Judith.

„Hoffentlich werden Sie als Bekannter mein Haus besuchen," sagte sie beim Abschiede.

Wieder flog der rasch verschwindende Schimmer über das eckige Gesicht, äußerlich blieb Mühlauer sehr zurückhaltend, er neigte sich nur tief und küßte die Hand Judith's.

Hätte er die Schauspielerin in ärmlicher Umgebung getroffen, er würde frei um sie geworben, und der Flamme in ihm damit einen ihre Wuth mäßigenden Ableiter bereitet haben; nach Innen gedämmt, wurde sie nur um so mächtiger.

Von der nun wieder ruhig gewordenen Straße blickte Mühlauer noch einmal zu den Fenstern des eben von ihm verlassenen Hauses empor. Judith's Schatten war sichtbar.

„Sie muß mein werden!" murmelte er vor sich hin.

Oberlieutenant Mühlauer besaß nicht Gold, damit zu werben, es fehlte ihm der blendende Rang, selbst die körperlichen Vorzüge waren ihm nicht eigen, welche manchem mühelos die Gunst der Frauen verschaffen. Das in sich verschlossene, scheue Wesen konnte nicht angenehm genannt werden, zum Gemüthe sprach es nie, der Weg zum Herzen mußte ihm stets verschlossen bleiben.

Dennoch war seine Neigung keineswegs hoffnungslos, denn in dem jungen Offizier lebte ein eiserner Wille, der kalte, berechnende Kopf hielt die Wacht.

Lange, geduldig hatte der Oberlieutenant gewartet, bis sich eine Gelegenheit bot, die benutzte er entschlossen.

Viertes Capitel.

Es naheten trübe Tage für Judith. Die Gesundheit Frau Barbara's verschlechterte sich in fortschreitendem Maße. Die bis zum Tode ihres Gatten so rüstige Matrone fiel allmälig in einen dauernden Zustand der Schwäche. Sie litt nicht; Bertha pflegte die Kapellmeisterin aufmerksam, Judith bot Alles auf, Frohsinn über die letzten Tage der mütterlichen Freundin zu verbreiten. Um des Kindes ihres Herzens willen schied die Gute ungern, aber sie fühlte sich auch müde und sehnte sich nach dem Heimgange.

Manchen nützlichen Rath, manche warme Empfehlung flüsterte noch Frau Barbara dem jungen, von ihr ins Haus gebrachten Mädchen zu; Bertha's Sorgfalt übergab sie ihre Judith.

Lächelnd, mit einem Segenswunsche verließ die Matrone die Erde — Jacob war drüben, sie eilte zu ihm.

Also wieder allein, ganz allein in der Welt; Robert weilte fern in anstrengender Thätigkeit, selbst seine Mutter war nicht mehr in der Stadt; Niemand befand sich in Judith's Nähe, auf den sie hätte zählen können.

Einige Tage, nachdem sich die treuen Augen geschlossen, saß die Künstlerin müde und traurig auf ihrem Divan. Sie hatte Besuch; Professor Korn befand sich neben ihr und Oberlieutenant Mühlauer saß gegenüber. Letzterer hatte während der Krankheit der Kapellmeisterin fortwährend kleine Dienste geleistet, der Gelehrte aber in seiner Erhabenheit die Freundschaftspflicht vollkommen übersehen.

Sie trafen sich zufällig zum ersten Male bei Judith, weil Korn stets seine bestimmten Stunden hatte, wenn er kam, und es haßte, noch jemand zu sehen. Mühlauer war blos gekommen, über den Erfolg eines erhaltenen Auftrages zu berichten. Sonst besuchte der Offizier die Künstlerin meistens des Abends mit Herrn von Lill und mehren gewöhnlichen Gästen.

In wortlosem Unmuthe saß der geistige Narciß, seit Mühlauer eingetreten. Er hatte außer seiner gewöhnlichen hypochondrischen Laune noch einen besondern Grund zur

Verstimmung. Vor Kurzem war ein neuer Band eines sehr umfangreichen Werkes von ihm erschienen. Zwar nicht eigentlich abstrus gehalten war Professor Korn's Schreibart, doch so schwerfällig, wie es unsere Zeit selbst dem Gelehrten nicht vergiebt. Form und Inhalt stießen gleichmäßig zurück. Keines seiner Werke drang jemals durch. Nur einzelne Bibliotheken schafften sich die schwere, ungenießbare Kost an, selten wurde durch einen Fachgenossen der Staub von den Blättern verscheucht. Nun hatten die Heidelberger Jahrbücher Theodor Korn's letzten Band einer Besprechung unterzogen. Der Fleiß wurde anerkannt, aber die Arbeit als bloße Zusammenstellung bezeichnet, der der schöpferische Gedanke fehlte. Die Kritik war gewissenhaft, getreu; Korn mochte es nicht einsehen. Die bittere Wahrheit empfand er als schmähliches Verkennen. Das ihm! der sich vermaß einzig zu stehen und nur im eigenen Geiste sich zu bespiegeln! er sollte Anderen einfach nachgeschrieben haben! Als echtes verkanntes Genie ballte der Professor in tückischer, ohnmächtiger Wuth seine Faust — gegen die Welt.

Ein männlicher Sinn würde den Verdruß allein getragen und bewältigt haben, der weibische, nervenschwache Korn trat in der ungeklärten Stimmung zu seinen Freunden und haderte mit ihnen.

„Den Namen Korn kannte ich," sagte Mühlauer artig, sich an den Professor wendend, nachdem er eine Weile mit Judith gesprochen; „es hörte ein gewisser Ferdinand Korn mathemathische Collegien mit mir zu gleicher Zeit."

„Das war mein Bruder," entgegnete der Gelehrte, aus seiner Geistesabwesenheit erwachend.

Unglücklicherweise berührte der Offizier wieder einen wunden Fleck.

„Wo lebt Ihr Herr Bruder?"

„Er ist todt, untergegangen an den Lastern der Vornehmen, von den Bärenburgs gemordet."

Mühlauer blickte verwundert zu dieser seltsamen Ankündigung; er übersah dabei, wie Judith erbleichte.

„Der Majoratsherr Graf Kurt wird nächstens von seinen Reisen zurückerwartet," wandte sich der Oberlieutenant an die Schauspielerin, „ich erfuhr es durch einen Bekannten seines Stiefvaters."

„So!" erwiederte Judith frostig. Was kümmerte es sie; kein Band verknüpfte sie mit den Söhnen der Stiefmutter.

In ihrer gegenwärtigen etwas krankhaften, müden Stimmung empfand sie es peinlich allein zu stehen, wie der

verwitterte Stamm, welcher rings umher alles Grün welken sah.

Bald nachher brach Mühlauer auf; dem klugen jungen Manne dünkte es fast, er störe; auch war die Gesellschaft des Professors durchaus nicht nach seinem Geschmacke.

Die Treppe hinabgehend lächelte Mühlauer behaglich vor sich hin. Den er droben ließ, der beunruhigte ihn gar nicht. Als Freund ist ein Narr gefährlich, aber als Gegner bequem.

Gut wäre es für Judith gewesen, sie hätte von Anfang an ebenso richtig geurtheilt als Mühlauer; es würde ihr mancher Kummer erspart geblieben sein. Wer sich einen kranken Thoren aufbürdet, wird die Wiederholung des Wunders vom Heiligen Christoferus erleben.

Judith und Korn blieben allein zusammen. Nicht echte Freundschaft, nicht heilige Liebe verband sie, schmolz ihre Seelen in süßem Einklang zusammen und erhob sie über der Erde Weh.

Miteinander hatten sie nie empfunden, auch jetzt dachte Theodor Korn, in selbstischem Verdrusse befangen, nicht daran, der Freundin Trost zu bringen.

Ein hastiges unruhiges Suchen von seiner Seite war es gewesen, und in ihrer damaligen verlassenen Lage hatte

Judith sich finden lassen; kein innerer Drang führte sie zusammen. Seit einiger Zeit fand auch gar keine Ausgleichung mehr zwischen ihnen statt.

Professor Korn war bei Judith auf der nämlichen Stelle angekommen, auf welcher sich ihm jede Freundschaft löste.

Er fragte nicht, warum Judith's Wange bleich sei, warum ihre Augen den gewohnten Glanz entbehrten. Er sprach lange und heftig über sein Buch. Das dünne Falsett schraubte sich bis zu kreischendem Tone empor, plötzlich sank es zu klagendem Lispeln herab.

„Ich passe nicht für die modernen Zeiten," schloß Korn die lange Jeremiade, „man will einen christlich-germanischen Philosophen und ich bin ein antiker Charakter."

Judith hatte dies schon allzu oft vernommen, sie wußte es auswendig; es kam ihr wie das Stichwort einer ihrer Rollen vor. Der antike Charakter war vernichtet zusammengesunken, der moralische Pauperismus der sich die Lappen der Selbstachtung aus fremder Anerkennung zusammenbetteln muß, warf ihn nieder.

Wie stimmte das mit der Selbstüberschätzung? — es stimmte eben nichts in dem krankhaft verzerrten Wesen. Obwol Korn dicke Bände über Psychologie geschrieben, war

er kein Seelenkundiger, sonst hätte er Verachtung im Blicke des Mädchens gelesen.

Judith wurde es klar, was er sei, was er ihr immer gewesen, eine unnütze Last in ihrem Leben. Eine Person noch hielt bei Korn aus, und auch diese stand auf der Schwelle mit ihm zu brechen.

Wenn ein Theurer aus unsrer Mitte genommen ist, dann schaaren sich die hinterbliebenen Freunde enger zusammen, auf daß die Lücke sich schließe.

Korn war nicht herzlicher geworden gegen Judith, seit die gute Pflegemutter ihr genommen; er erwartete nur Balsam von ihr für seine verletzte Eitelkeit.

„Sie haben sich zu sehr isolirt," bemerkte Judith kühl. „Wer der Welt nicht näher tritt, den läßt auch sie unbeachtet. Wer nach ihrem Beifall strebt, der muß dem herrschenden Geschmacke und der Richtung der Zeit Rechnung tragen."

„Ein echter Bühnenkunstgriff!" versetzte Korn.

Auch noch Beleidigung!

Die kalten Augen Judith's ruhten wieder auf ihm, in dem Augenblick brach etwas zusammen, eine Scheinfreundschaft; denn die echte kann nicht brechen. Der nervenschwache Gelehrte würde gleich einem histerischen Weibe

aufgekreischt haben, wenn sein aufgeblähtes Selbst gleich empfindlich berührt worden wäre; Judith begnügte sich damit, verächtlich zu schweigen.

„Von Ihrem Standpunkte aus dünke ich Ihnen ein Narr," sagte Korn in verbissener Wuth.

Judith schwieg.

Er nahm seinen Hut und brach auf, unhöflich, ohne Gruß. Finster ging der Professor hinaus und finster blickte ihm Judith nach. So endete ein Miston eine mehrjährige Bekanntschaft.

Indessen unterlag der antike Charakter einem raschen Stimmungswechsel.

Draußen saß das niedliche Kammermädchen, von Wogen kostbaren Seidenzeugs umgeben, den ihre geschickten Finger zu einem Anzuge verarbeiteten. Ihre Wespentaille erhob sich über dem prachtvollen hochgelben Stoff. Das Schwarz der Trauerkleidung ließ ihr frisches Gesichtchen noch blühender erscheinen. Niemand würde in dem reizenden jungen Mädchen das abgehärmte Geschöpf wieder erkannt haben, welches auf Frau Barbara's Fürsprache ins Haus genommen worden war. Bertha hatte ihre Wohlthäterin laut und stürmisch beweint. Aber der leichte Sinn hielt keinen Eindruck fest; sie glich dem Kinde mit der Thräne im Auge,

dem Lächeln auf den Lippen. Theodor Korn besaß etwas ungeheuer Komisches für das lachlustige, glückliche Mädchen. Wie er jetzt in eiligem Rückzuge ins Vorgemach gelangte, bildeten sich wieder ein paar reizende Grübchen auf den frischen Wangen.

Bertha sah herausfordernd hübsch aus.

Durch seine Brille stierte der Professor nach dem Mädchen; das gelbe Gesicht röthete sich, die Augen begannen lüstern zu blinzeln. Bevor es Bertha hindern konnte, hatte Theodor Korn mit seinem struppigen, häßlichen Bocksbart die blühende Lippe berührt.

Gleich darauf schallte eine kräftige Ohrfeige; mit dem Sprung einer wilden Katze schnellte die Kleine empor, zu ihrer Herrin stürzend und Rache fordernd.

Theodor Korn's Person war unangenehm genug, um der niedlichen Zofe tugendhafte Entrüstung auf das Aeußerste zu entflammen.

Judith vernahm mit Ekel die leidenschaftliche Rede. Ihre Verachtung wuchs, der Widerwille stieg; gleich einem giftigen über ihren Lebensweg kriechenden Gewürm erschien ihr Korn. Zu spät bereute sie die leichtsinnig geschlossene Bekanntschaft.

Uebrigens war Judith zu thätig, um dem Verdruß oder Bedauern lange Raum geben zu können. Sie mußte an dem heutigen Abend wieder auftreten. Gern hätte die Künstlerin beim Ankleiden sich ruhig mit ihrer Rolle beschäftigt; aber vergeblich blieb jeder Versuch, Bertha's zornigen Redefluß zu hemmen. Schade daß der in maßlosem Dünkel Verblendete seine Charakteristik nicht hören konnte vom regen Zünglein des Mädchens.

Müde aus dem Theater heimkehrend, fand Judith zwei Briefe.

Sie las zuerst den in kleinem, feinem weibischen Gekritzel beschriebenen. Er enthielt was sie erwartete und wünschte — einen Bruch. Professor Korn kündete Fräulein Louise Braich die Freundschaft auf, in derselben pedantischen Weise, wie er den Miethsvertrag seiner Wohnung würde gelöst haben. Sie verweigerten mir Theilnahme, schrieb er, folglich werden Sie natürlich finden, daß wir uns künftig fremd gegenüber stehen.

Mit angenehmem Gefühle öffnete Judith den zweiten Brief. Es that schon wohl, auf die festen, leserlichen Schriftzüge zu blicken.

„Kaum brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich mit Ihnen traure, Gräfin Judith, schrieb Robert. Voll den Werth

der guten Frau Braich schätzend, kann ich Ihren Verlust bemessen. So oft der Tod ein liebes Band zerreißt, ist es eben wieder eine Mahnung, unsere Heimath anderswo zu suchen.

„Bald hoffe ich Ihnen meine Gesinnung mündlich auszudrücken und auch meine Mutter nimmt herzlichen Antheil an Ihrem Kummer.

„Wir leben hier in alter Weise fort, sind thätig und sehen unsere Arbeit fröhlich gedeihen. Daß ich nun mit meinen Nachbarn verkehre, glaube ich Ihnen früher schon mitgetheilt zu haben. Indessen wird die baldige Abreise der Familie Wolfskeehl unseren Gastlichkeiten für den Winter wol ein Ziel setzen.

„Im Beginne des Decembers bringe ich auch wieder einige Tage in der Hauptstadt zu.

„Daher auf Wiedersehen!“

Das war der angenehmste und letzte Eindruck des Tages; mit ihm schlief Judith ein. Der freundliche Traum gaukelte ihr eine kraftvolle Mannesgestalt vor, ein schönes, vom Adel des Geistes überglänztes Gesicht, aus dem die heiteren blauen Augen voll und frisch ins Leben blickten.

Robert's Bild umwehte der gesunde Lebensodem des Friedens; er hatte nie den Sturmwind der Leidenschaft bei ihr erregt, nie das peinliche Gefühl der Entzweiung in ihr hervorgerufen, und nie sie gezwungen, den Freund gering zu schätzen.

Judith war stolz auf seine Freundschaft und glücklich durch sie.

Fünftes Capitel.

Das Heimkehren ist in vielen Fällen eine kalte Sache; die Fremde hat gelockt und gelogen; um eine Hoffnung ärmer und müder setzt der Wanderer den Stab auf den Boden der Heimath.

Manchen geht das Herz auf, wenn sie den heimischen Kirchthurm erblicken; aber Wehmuth zieht in dasselbe ein, denn die sind nicht mehr vollzählig, die einst um den Herd gesessen.

Der echte Egoist hat keine Heimath; da er sich selbst überall mit hin nimmt, besitzt kein Ort der Erde für ihn gemüthlichen Vorzug vor einem andern.

Graf Kurt Bärenburg kehrte von Reisen zurück, den erblichen Sitz im Reichsrathe einzunehmen, nachdem schon

früher Notar Schaller in seinem Namen Besitz von seinen Gütern ergriffen hatte.

Als bartloser Jüngling war er ausgezogen, als Mann kam er heim, früh gereift in der Treibhaus-Atmosphäre der Weltstädte. Wie einst bei Richard III., so saß auch bei Kurt „ein alter Kopf auf jungen Schultern.“ Untergegangen war ihm die Gefühlswelt und auch der Glaube. Für ihn gab es keine Sühne über dem zeitlichen Zwiespalt; die Religion verlachte, die Philosophie verachtete er. Auf den Ruinen des höhern geistigen Lebens wucherte ein glänzender Schimmer. Der erdwärts gewandte Blick des jungen Mannes sah ungewöhnlich scharf in allen rein zeitlichen Dingen. Er besaß einen zu tüchtigen Verstand, um nicht mancherlei Kenntnisse zu sammeln. Was die Pedanterie und das Ungeschick der Hofmeister nicht vermocht hatte, anerzog ihm das Leben. Manches mühelos sich darbietende Wissen hatte Kurt sich angeeignet. Nur zum Kerne drang er nie, denn er scheute jede Anstrengung.

Genuß war ihm des Lebens Zweck und Ziel; er kannte keine anderen. Genuß aber hatte er am meisten in Paris gefunden. Deshalb lebte er sich auch völlig ein in der französischen Hauptstadt. Nur war ihm das Ungemach begegnet, daß er, allzusehr der Lust fröhnend, dem Blute

ein schleichendes Gift zugeführt hatte. In England hatte er im Meere gebadet und die Pferde bewundert. Nachher gähnte er noch in der balsamischen Luft der Chiaja und unter der erhabenen Größe des alten Roms. Von Baden-Baden aus, wo er Klein-Paris gefunden und sich unterhalten hatte, traf er nun in der Hauptstadt seines Vaterlandes ein.

Kurt erwachte aus erfrischendem Schlummer, als sein Courier meldete, daß der Herr Graf angekommen sei. In seinen Reisepelz gehüllt, setzte er sich in den bereit stehenden Wagen, um aus dem Bahnhof nach dem Hotel zu fahren; denn dort und nicht bei seiner Familie wollte Kurt absteigen. Ein Telegramm hatte den Wirth benachrichtigt, die elegante Zimmerreihe des ersten Stockes harrte des hohen Gastes.

Für einen vollkommen gesunden Menschen wäre die Ofenhitze in dem Zimmer, das ihn aufnahm, zu stark gewesen; aber Kurt bedurfte der Wärme wie die Eidechse. Der aufmerksame Bergami, Kurt's Courier, hing das Thermometer auf und erklärte, es sei genau Seiner gräflichen Gnaden Temperatur.

Kurt kleidete sich an; dieses Geschäft ging etwas langsam und mühsam für einen noch so jungen Mann von Statten.

Die Sonne schien golden; es wehte die würzige trockene Schneeluft und Kurt bedurfte der Reizung für seine ziemlich schwache Eßlust. Wieder wohl in Pelze verpackt, unternahm er die Fahrt durch den winterlichen Park. Der unentbehrliche Bergami zog die Wildschur sorgfältig über den Füßen seines Herrn zusammen, nachher stieg er auf den Bock.

Ein klarer, heller Wintertag wirkt nervenbelebend; auch Kurt empfand diese Wirkung, halbliegend auf weichen Polstern blies er behaglich den Rauch einer feinen Cigarre in die würzige Luft.

Der Wagen rollte rasch über die glatte Schneebahn, das Sonnenlicht brach golden durch die laublosen Bäume, tiefblau glänzte der Himmel. Viele Menschen hatte der herrliche Tag ins Freie gelockt. Auf dem hartgefrorenen Teich des Parkes tummelten sich Schlittschuhläufer.

Eine hochgewachsene Dame darunter, geschmackvoll und reich in pelzbesetzten, veilchenblauen Sammet gekleidet, fiel Kurt auf. Er sah, wie ein junger schlanker Offizier nicht von ihrer Seite wich.

Der Majoratsherr rief seinem Courier, deutete auf den Gegenstand rasch erwachten Interesses und befahl, sich zu erkundigen, wer die Dame sei.

Während der gewandte Bergami sich unter die Zuschauer mischte, hielt der Wagen. Lange brauchte Kurt nicht zu warten; die Schauspielerin Louise Braich war eine in der Residenz wohlbekannte Person.

„Wenn sie heute Abend auftritt, gehe ich ins Theater, Bergami,“ sagte der Majoratsherr kurz.

Heimgekehrt vertrieb sich Kurt eine Viertelstunde mit seiner Reisebibliothek. Sie bestand aus lasciven Autoren und politischen Schriften; der erbliche Gesetzgeber verschmähte es nicht, sich nebenbei auf den künftigen Beruf vorzubereiten, wenn er gerade nichts zu thun hatte, was ihn mehr unterhielt.

Noch bevor Kurt das einsame Mahl beendet hatte, erschien Bergami wieder, den Theaterzettel vor seinen Gebieter legend und berichtend, er habe eine Loge des ersten Ranges für Seine gräfliche Gnaden belegt.

Emilie Galotti wurde gegeben — das war eine prächtige Gräfin Orsina; man begriff nur nicht, wie der Herzog sich von ihr abwenden konnte zu der kleinen hektischen Emilie mit dem widerlich quieckenden Ton. Mit Wohlgefallen trank Kurt die vollen, sonoren Töne des reichen Organs, betrachtete er die herrlichen Formen, die Sicherheit der Haltung.

In der ersten Pause trat er ins Foyer, wo der Courier eines etwaigen Befehls harrte.

„Melde mich zum Besuche bei Fräulein Braich, Bergami,“ sagte der Majoratsherr und kehrte in seine Loge zurück.

Das war ein kitzlicher Auftrag; doch der schlaue Italiener hatte schon schwierigere Dinge vollbracht, seit sie sich zusammenfanden auf dem Pflaster von Paris. Bergami war bereit, Alles für seinen Herrn zu thun, für ihn durchs Feuer zu gehen, zu morden, ja ihn, den Herrn, selbst, wenn solches ohne Gefahr von seiner Seite geschehen konnte; einstweilen begnügte er sich damit, ihn zu bestehlen. Der weltkluge Kurt las in der Seele seines Couriers vollkommen deutlich, aber er mochte ihn nicht entbehren, denn Niemand vermochte wie Bergami ihm das Leben so sanft zu glätten. So erklärte sich der auf die schlimmsten Seiten der Menschennatur gegründete Bund zwischen Herrn und Diener.

Bergami suchte das Kammermädchen der Schauspielerin auf. Bertha's wildes Wesen sänftigte sich ein wenig vor dem geschmeidigen Benehmen. Der Courier besaß ein schönes, stattliches Aeußere, die ambrosischen Locken dufteten von den feinsten Essenzen; die Lieferanten des Majoratsherrn

versäumten nicht, den wichtigen Mann mit dem Besten zu bedienen. Das junge Ding befand sich bald auf der Brücke zu ihrer zweiten Thorheit. Indessen war Bergami ein viel zu sorgsamer Diener, um nicht die Angelegenheit des Gebieters zuerst zu besorgen.

Nachdem dem Courier die Einleitung lang genug dünkte, trat er mit seinem Auftrag vor und fügte zur Unterstützung hinzu, die Dame werde nicht bereuen, einem so reichen, splendiden Herrn Gehör zu schenken, und auch die Zofe nicht.

Bei der unglücklichen Wendung flammte die ehrliche, unbändige Natur des Mädchens auf. Bergami hatte viel Mühe, wieder gut zu machen, was er verdorben und Bertha endlich dahin zu bringen, ihrer Dame selbst zu überlassen, ob sie Graf Kurt Bärenburg empfangen wolle.

Bei dem Namen änderte sich Bertha's Betragen wieder; sie wurde ruhig und ging bereitwillig fort. Bergami lächelte höhnisch, er begriff einen dem seinigen so entgegengesetzten Charakter durchaus nicht. Die Wartezeit vertrieb sich der Courier damit, seine wohlgepflegte Person in einem Spiegel zu betrachten. Dabei kam er zu der angenehmen Schlußfolge, der Majoratsherr siege bei den Frauen, weil

er ein reicher, vornehmer Mann sei, Antonio Bergami aber als hübscher Kerl.

Kurt selbst harrte ohne Unruhe der Entscheidung; es gab wenig mehr, was ihn besonders erregen konnte. Die neue Bekanntschaft bot einen leichten, angenehmen Reiz, sonst nichts. Wie nahe ihm die Künstlerin stehe, ahnte er keineswegs. Lange abwesend, hatte er Judith auf der Bühne nicht erkannt. Den Briefwechsel mit seiner Familie hatte der junge Mann sehr unachtsam geführt. Gräfin Bärenburg pflegte lange Briefe zu schreiben, und der Sohn begnügte sich häufig damit, nur einige Zeilen davon zu lesen. Der in wüthendem Ton bald nach der Entdeckung von Judith's Berufswahl abgefaßte Brief Charlottens war zufällig verloren gegangen. Die späteren Andeutungen übersah Kurt und da er hartnäckig über die Sache schwieg, glaubte die Mutter seinen Stolz peinlich verletzt, sie überging deshalb in der Folge auch das misliebige Thema.

So überließ sich Kurt unbefangen dem vollen Eindruck einer ausgezeichneten Persönlichkeit; er entdeckte in ihr nur eine unbestimmte Aehnlichkeit. Louise Braich gemahnte ihn an Bekanntes, aber die Erinnerungen der Heimath waren unter den mannichfachen Reiseerlebnissen abgeblaßt. Natürlich suchte Kurt seine Schwester nicht auf der Bühne.

Befriedigt vernahm der Majoratsherr, er sei willkommen.

Er folgte der Erlaubniß, und da er die Ubiquität des Taschenspielers Bosco nicht besaß, mußte seine Familie für den ersten Tag seiner Ankunft auf seinen Besuch verzichten.

Doch wurde er ungeduldig und ängstlich zu Hause erwartet.

Charlotte hatte ihrem ältesten Sohne einen von ihr gewählten Bedienten als Reisebegleiter mitgegeben; dieser erhielt den Auftrag von den Begegnissen des Herrn Grafen periodische Berichte abzustatten. In Folge der über ihren Sohn verhängten Spionage, wußte Charlotte dessen Bewegungen genau.

Zimmer standen bereit, den Majoratsherrn aufzunehmen; Dagobert hatte unwillig sein bestes Gemach räumen müssen. Die etwas karge Tafel wurde reichlicher bestellt. Charlotte, seit es aus ihrer eigenen Börse ging, nicht mehr kostbar wie bei Lebzeiten des ersten Gatten gekleidet, wählte für den feierlichen Tag einen bessern Anzug. Dagobert lag in Erwartung des Stiefsohnes übellaunig auf der Chaise longue. Er war doch nur der Gatte seiner Frau und beneidete Kurt um dessen unabhängige, glänzende Stellung. Stets

der Zweite im Hause, mußte Dagobert fürchten, nun auch noch den Stiefsohn über sich zu sehen.

An der durch Kurt's Rückkehr hervorgerufenen Aufregung nahm die Familie Wolfskeehl überreichlichen Antheil. Lilly hatte erst die gemeinschaftlichen Rathschläge der beiden Damen erdulden müssen; das Köpfchen wirbelte von den verschiedenen Mitteln, durch welche sie Kurt gefallen sollte. Dann ging noch eine wahre Höllenqual an für das Mädchen: die Mutter putzte ihr Kind.

Eine Stunde hatte Gräfin Wolfskeehl gescholten und Lilly geweint; das Brenneisen wühlte in den prächtigen, dunkeln Haaren, die Schnürbrust hemmte den Athem — das Werk war endlich fertig und die thörichte Mutter schmähte, daß die Tochter nicht schöner sei.

Boten waren den ganzen Tag hin und her gegangen zwischen den Freundinnen; unbegreiflich lange blieb der Erwartete aus, zum Thee wenigstens rechnete man sicher auf ihn.

Die Familie Wolfskeehl war herabgekommen. Ein eigentliches Gespräch verhinderte die Spannung der Gemüther. Bei jedem Geräusch rief eine der Damen: „Das ist er!“ bis die andere erwiederte: „Nein, er ist es nicht!“ Lilly hielt eine feine Stickerei in den Händen und verdarb

sich ihre armen, rothgeweinten Augen. Innerlich war sie wüthend über Kurt, für den ihr so viele Qualen bereitet waren; sie haßte ihn und beschloß, Gesichter zu schneiden, um dem unwillkommenen Freier ja nicht zu gefallen. Dagobert roch von Zeit zu Zeit auf kölnisches Wasser, denn der Aerger verursachte ihm Kopfschmerz. Am glücklichsten befand sich Graf Wolfskeehl; er überließ sich einer seiner Träumereien und vergaß in ihr, daß ein Majoratsherr Graf Kurt von Bärenburg auf Erden lebte.

So gerüstet saßen sie und warteten — vergebens.

Kurt wohnte, unbekümmert um die durch ihn veranlaßte Unruhe, ja sie nicht einmal ahnend, der Theatervorstellung bis zum Ende bei.

Er bemerkte, daß die Schauspielerin Louise Braich die ausnehmende Gunst des Publikums besaß. Stürmisch wurde sie sogar auf offener Scene gerufen. Ferner nahm Kurt wahr, wie der nämliche Offizier, den er schon mit der Künstlerin auf dem Eise gesehen, unbeweglich an einer Säule lehne, ohne ein Auge von der Bühne zu verwenden, wenn Louise Braich auftrat. In einer Prosceniumsloge saß ein hübscher, stattlicher Mann; auf dem offenen Gesichte glänzte die Freude, wenn der Gräfin Orsina eine Stelle besonders wohl gelang. Von der ersten Reihe der Sperrsitze

aus zerarbeitete sich ein übermäßig modisch gekleideter Herr, in der äußeren Erscheinung ans Lächerliche streifend, so stark beim Applaudiren, daß Kurt auf ihn aufmerksam wurde.

Das waren wol drei Verehrer der Schauspielerin.

Kurt erschrak über die Nebenbuhler keineswegs; bei ihm stieg nur eine Sache im Werthe in dem Maße, als sie auf dem Markte begehrt wurde.

Eine halbe Stunde nach beendeter Vorstellung hielt der Wagen des Majoratsherrn vor der Wohnung der Künstlerin.

Die teppichbelegte Treppe mit den Sträuchern und Blumen auf den Absätzen berührte Kurt angenehm. Der Diener im Vorzimmer besaß dieselbe ruhige, anständige Art wie seine eigenen Leute. Nichts gemahnte an die eigenthümliche Atmosphäre der Halbwelt.

Schon zu Horaz' Zeiten war es Vorschrift eines blasirten Jüngers der großen Welt, sich über nichts zu wundern. Kurt that es auch nicht, er empfing nur den wohlthuenden Eindruck der Homogenität.

Im Salon traf er wieder die drei Herren aus dem Theater, und die Dame vom Hause, ihn kühl-artig begrüßend,

nannte ihm: Baron Härdenstein, Staatsanwalt von Lill, Oberlieutenant Mühlauer.

Mit leichtem, gewandtem Gesellschaftstone stellte die Künstlerin das Gespräch her. Robert und Kurt erneuerten ihre Bekanntschaft. Der Staatsanwalt, er war mittlerweile vorgerückt, bemächtigte sich sobald als thunlich des Wortes. Nach seiner Meinung sprach Lill sublim, nach der der Anderen lächerlich. Oft ward es ihm nicht zu Theil, einen Majoratsherrn in der vertraulichen Ungebundenheit geselliger Erholung zu treffen, Lill von Greifenau nützte die Gelegenheit. Mühlauer hielt sich schweigsam wie gewöhnlich, sein Wesen hatte etwas Demüthiges, fast zu unterwürfig für männliche Würde. Nur die dunkeln Augen bohrten sich zuweilen düster auf Kurt's Gesicht — war dieser ein neuer Stein im Wege?

Ziemlich angenehm verflossen ein paar Stunden; Robert erhob sich zuerst. Unbefangen reichte er der Dame die Hand und sagte:

„Erwarten Sie mich morgen eine Stunde vor Tisch, ich habe über Geschäfte mit Ihnen zu reden."

Kurt's Blick streifte hochmüthig fragend die beiden noch Bleibenden; er wünschte mit der Schauspielerin allein zu sein. Auch die Dame vom Hause wurde einsilbig;

der Staatsanwalt verstand, sie wollte ihn und Mühlauer fort wissen.

Lill brach auf, und der Offizier wagte nun auch nicht mehr zu bleiben. Nur brauchte er lange, lange Zeit, im Vorzimmer seine Sachen zusammenzusuchen, der leichtfüßige Staatsanwalt war schon über die Treppe hinab.

Plötzlich besann sich Mühlauer, er habe eine Brieftasche in Fräulein Braich's Zimmer verloren; er wolle sie suchen, sagte er zum Bedienten. Ohne Argwohn ließ dieser den täglichen Besucher wieder in die inneren Zimmer treten.

Mühlauer wandte sich aber nicht nach dem Salon, sondern schlich leise an eine Nebenthür. Er wußte, daß hinter derselben die wachsame Bertha saß und mit irgend einem unterhaltenden Buche die langen Abendstunden hinbrachte. An dem Mädchen mußte er vorüber, schwierig war es, hinein wollte er um jeden Preis.

Das Glück begünstigte den düstern Liebhaber; er vernahm lauschend die ruhigen Athemzüge einer Schlafenden, Bertha war sanft eingenickt. Vorsichtig öffnete Mühlauer die Thür, glitt geräuschlos vorüber, ins Schlafzimmer der Künstlerin.

Jetzt hing sein Ohr am Schlüsselloche des Gemaches, in welchem sich Judith mit Kurt befand.

„Du sprichst seltsam zu Deines Vaters Tochter," hörte er die volle wohlbekannte Stimme in strengem Tone sagen.

„Judith, wäre es möglich, Du bist es, war ich blind? Doch ich konnte unmöglich meine Schwester in der Schauspielerin suchen."

„Vergieb den Irrthum, bleiben wir Freunde," setzte Kurt hinzu.

„So sei es; mir thut es wohl, nach Jahren einen der Meinigen wieder zu sehen."

Die Geschwister rückten zusammen zu vertraulichem Geplauder; der Lauscher hatte genug, er hoffte seinen Rückzug unbemerkt zu bewerkstelligen. Die Entdeckung hatte ihn betäubt, verwirrt, aber die Lust des Besitzes gesteigert. Mühlauer wollte nun die schöne, reiche, vornehme Frau zur Gattin. Sie sollte seinem Dasein die fehlende Farbe verleihen, ein Leben des Genusses bieten.

Ein Brett knarrte unter dem leicht auftretenden Fuße. Ueber eine Schauer- und Rührgeschichte war Bertha eingeschlafen; erschreckt fuhr sie jetzt in die Höhe, der aufgeregten Phantasie schwebten Räuber, Mörder oder doch mindestens Gespenster vor. Entsetzen allein erstickte den

Schrei. Mittlerweile wirkten die blaue Uniform und das bekannte Gesicht beruhigend.

Dafür trat Zorn an die Stelle der Furcht; was hatte der Offizier bei nächtlicher Weile heimlich durch die Stuben zu schleichen!

Mühlauer errieth, wie alles davon abhing, daß er die kleine Zofe besänftige; rasch faßte er ihre Hand und kam beschwichtigend, bittend dem Ausbruche ihrer Heftigkeit zuvor.

„Schweigen Sie, Bertha," flehte er, „nicht sowol meinet- als ihrer Dame willen, wenn Graf Kurt und ich hier zusammentreffen, sind wir genöthigt uns zu schlagen; der Ruf des Fräuleins würde rettungslos darunter leiden."

„Für die Gefälligkeit nehmen Sie das Andenken," schloß der Offizier, in seiner Angst die Uhr von der Kette losmachend und sie dem Mädchen reichend.

Mühlauer war kein freigebiger Mann und hatte auch nicht viel zu verschenken, bisher konnte sich das Kammermädchen keiner Gabe von ihm rühmen. Lange schon hätte sie gern eine goldene Uhr besessen — in den Worten des Oberlieutenants lag Wahrheit.

Bertha streckte die Hand nach der Lockspeise und sagte,

aber noch zornig: „Entfernen Sie sich sogleich — nachher wollen wir sehen.“

Judith erfuhr nichts von dem Zwischenfalle, sie schlief ruhig, nachdem Kurt spät geschieden, und erwachte mit der freudigen Erwartung auf den Besuch eines Freundes.

Zu einer vorgerückten Stunde des Morgens saß Robert an ihrer Seite.

Er berichtete von seinen sich weiter ausdehnenden Unternehmungen; seit die Eisenstraße in directer, naher Verbindung mit seinen Wäldern und dem Kohlenlager stand, waren Lieferungsverträge bis in entfernte Gegenden abgeschlossen worden. Der kluge Kaufmann wußte die Märkte zu suchen. Die Landwirthschaft war in blühendstem Betriebe und warf großen Nutzen ab; die Filets aus Oberndorf wurden in den berühmten Restaurationen von Paris gegessen, Robert's Hämmel verdrängten die geschätzte Zucht der Normandie aus der Gunst der Feinschmecker. Die Fabrikunternehmen gingen so glänzend, daß Robert den Arbeitern hatte Tantièmen gewähren können, was diese noch mehr an den klugen, billigen Herrn fesselte und ihre Leistungen steigerte.

Die Actien waren in fortwährendem Steigen begriffen; Robert rieth Judith, wenn eine gewisse Höhe erreicht sei,

zu verkaufen, er selbst war gesonnen das eigene und seiner Mutter Capital aus den industriellen Unternehmungen zu ziehen. Albert Jäger sollte für die Zukunft das kaufmännische und Fabrikgeschäft allein betreiben und dafür den Pacht von Oberndorf Robert ungetheilt überlassen. Sie standen im Begriffe, ihre Verträge zu revidiren, die verwickelten Rechnungen auseinander zu setzen und die gegenseitigen Leistungen zu bestimmen.

Nachher gingen sie zu Privatangelegenheiten über. Judith erzählte ihren Bruch mit Theodor Korn, und Robert bedauerte nur, daß sie ihn überhaupt je in ihre Nähe gelassen habe. Er empfand die unbestimmte Ahnung einer durch den Professor ihr bereiteten Unannehmlichkeit.

Unbemerkt glitt die Stunde dahin bis zum Mittagsmahle. Schüchterner und scheuer als sonst nahm Mühlauer seinen nun fast täglichen Platz ein. Indessen beruhigte er sich bald; Bertha hatte nicht geplaudert. Der Dritte hemmte die Fröhlichkeit nicht; Robert's lebhafte Rede hielt auch die Anderen im Schwunge. Ohne üble Laune nahm dieser die neue Gewohnheit im Leben seiner Freundin wahr. Sie hatte ihm von Mühlauer eben so wenig mitgetheilt, als er ihr von Lilly. Ein unbestimmtes Gefühl hielt Beide vom Anvertrauen des einen Punktes ab.

Als der Mann mit dem klaren, freien Blick kaum zweifeln konnte, Mühlauer sei bestimmt, einen nicht unbedeutenden Platz in Judith's Zukunft einzunehmen, unterwarf er ihn ruhiger Prüfung. Der Erfolg war: der Offizier sei durchaus kein gewöhnlicher Mensch, von scharfem Verstand und energischer Willenskraft. Ob Mühlauer's Handlungen auf dem festen, unerschütterlichen Grunde von Wahrheit und Recht beruhten, darüber gewann Robert keine abschließende Ueberzeugung. Leises Misfallen mischte sich der Anerkennung bei, zu unbestimmt jedoch, um eine Warnung darauf zu gründen.

Während die kleine Gesellschaft in Judith's Eßzimmer munter beim Nachtische saß, entschloß sich Kurt endlich zum pflichtschuldigen Besuch bei seiner Familie.

Er traf Gräfin Bärenburg allein. Herzlich war das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn niemals gewesen, seit der Mutter zweiter Heirath erkältete es sich noch merklich.

Charlotte prüfte mit ihren Blicken den ernsten, bleichen Mann, den sie als Jüngling scheiden gesehen; Kurt hatte nicht einen Funken frischer Heiterkeit in sich, obwol er zugestandenermaßen nur den Freuden nachjagte. Seine geistige Lebhaftigkeit konnte ihn nervös aufregen; gesunder

Frohsinn war von seinem Wesen, seiner Denkungsart ausgeschlossen.

In kühlem Gesellschaftstone hatte er mit der Mutter gesprochen; die leidenschaftlichere, minder verständige Richtung der Frau durchbrach die Schranke. Sie stieß eine heftige Klage gegen ihren jüngern Sohn aus und schonte Robert nicht, der ihn in seiner Halsstarrigkeit unterstütze.

„Alfred war doch stets Dein Liebling, Mutter," bemerkte Kurt ruhig, „und was Härdenstein betrifft, so hat er meinem Bruder wesentliche Dienste geleistet. Wozu überhaupt der schwache Charakter tauglich ist, dazu machte er ihn. Unser Pächter von Oberndorf gefällt mir, ich traf ihn gestern bei Judith."

„Wie kommst Du zu diesem Schandfleck unserer Familie?" flammte Charlotte auf, „hoffentlich wirst Du nie mehr den Fuß in ihre Wohnung setzen."

„Im Gegentheil, Mutter. Zufall brachte mich zu Judith; aber weil es mir bei ihr sehr wohl gefällt, werde ich oft dorthin zurückkehren."

Daß der kühle Sohn so wenig ihre zornigen Gefühle theile, ärgerte Gräfin Bärenburg bis zu Thränen.

„Geniren wir uns gegenseitig nicht," versetzte Kurt gelassen, „das Leben ist nicht lang genug dazu."

Eine Pause trat ins Gespräch, während welcher Kurt eifrig die kabbalistischen Zeichen auf dem Goldknopf seiner Hemdmanschette studirte.

Aus dem Nebenzimmer wurde Husten gehört; Dagobert litt wieder an einem Katarrh, wie er es nannte, was aber nichts weniger war als ein Anfall seines sich verschlimmernden Brustübels.

„Empfiehl mich Deinem Gatten,“ sagte Kurt mit sarkastischem Lächeln und erhob sich, um zu gehen.

„Besuche Gräfin Wolfskeehl,“ bat Charlotte.

„Später, gelegentlich einmal, Mutter; aber um mit der Sache ins Reine zu kommen, wenn Dir der alte Plan noch im Kopfe steckt, Lilly nehme ich nun und nimmermehr. Erstens gefällt mir die Kleine nicht und dann mag ich noch lange kein so selbstmörderisches Attentat auf meine Freiheit unternehmen, als die Ehe ist; möglich sogar, ich heirathe nie; Alfred setzt den Stamm fort.“

„Aber Kurt . . . .“

„Vergebens Mutter, der Entschluß ist unumstößlich.“

Das marmorkalte, marmorbleiche Gesicht ließ keinen Zweifel.

Charlotte setzte sich eine Weile hin, um zu weinen, als der Sohn geschieden war; alle die Stützen ihres

selbstischen Glückes schienen zu wanken. Alfred war ihrer Macht durch Robert entrückt; auf Kurt besaß sie nicht den mindesten Einfluß, Judith vermochte sie nicht zu vernichten, Härdenstein gedieh und der Mann ihrer thörichten Wahl zeigte sich unheilbarem Siechthum verfallen.

Bei der Freundin suchte Charlotte wie billig Trost, aber Kurt's Weigerung die Tochter zu freien, rief in der energischen Frau eine heftige Wuth hervor. Die Damen geriethen in argen Wortwechsel; denn Gräfin Wolfskeehl übersah in leidenschaftlicher Verblendung, wie wenig Charlotte schuldig sei, daß der Plan der Verlobung ihrer Kinder so und nicht anders ende.

Sechstes Capitel.

Gräfin Wolfskeehl gehörte zu den Naturen, die sich niemals für geschlagen erklären, in Betreff Lilly's nahm sie rasch einen andern Plan auf. Kurt's Weigerung und die deshalb zwischen den Freundinnen entstandene Misstimmung trugen auch mit dazu bei, zu veranlassen, daß die Familie Wolfskeehl dieses Jahr früher als sonst auf das Land ging.

Gleich bei der Ankunft wurde der Graf beordert, einen freund-nachbarlichen Besuch in Oberndorf abzustatten. Der Verkehr wurde lebhaft unterhalten.

Eines Morgens sandte Robert das früher verabredete Telegramm an Judith: Actien verkaufen, Nordamerikaner kaufen, rasches Steigen wahrscheinlich. Nachher kleidete er sich an.

Den Tag vorher hatte er ein Briefchen von Lilly erhalten, in welchem die kleine Gräfin schrieb: „Mama ertheilte „pauvre moi“ einen diplomatischen Auftrag. Morgen wird der Herzog von C. bei uns das Diner einzunehmen geruhen. Se. Hoheit hat soviel von Ihrer Musterwirthschaft gehört, daß er wünscht, Sie persönlich kennen zu lernen. Nun versäumten Sie die Aufwartung. Mama hat folgendes Auskunftsmittel ersonnen. Sie fahren nach Wolfskeehl und treffen dort zufällig mit dem Herzog zusammen. Mama wird Sr. Hoheit Erlaubniß für Baron Härdenstein erbitten, sich zurückziehen zu dürfen, der Herzog wird den Herrn Baron ersuchen, zu bleiben. So ist die Etikette versöhnt.

„Von weitem merke ich, wie Sie mit mir über dies chinesische Ceremoniel lachen, doch kommen Sie nur jedenfalls.

„Darauf freut sich und rechnet mit Sicherheit, Lilly.“

Robert hatte gelächelt, er hatte sogar die ihm von lieber Hand kommenden Zeilen an die Lippen gedrückt. Freudig bereitete er sich zur Fahrt, das Mädchen zu sehen, das sich ihm immer tiefer in's Herz stahl.

Von seiner Mutter nahm er Abschied, denn es waren nur Herren geladen, und die Baronin sollte nicht mitkommen.

Die treuen Augen entdeckten einen mehr als gewöhnlichen Schimmer von Freude auf den lieben Zügen.

„Robert," sagte die Dame besorgt, „ich will Dein Glück, nur Dein Glück, Du weißt es; aber einen bangen Zweifel wegen Deiner Wahl kann ich nicht unterdrücken. Ist das Mädchen auch Deiner würdig?"

„Rührt Dein Bedenken nicht hauptsächlich davon her, daß Du Deinen Sohn überschätzest?" bemerkte Robert lächelnd. „Indessen sei ruhig, ich werde die wichtige Entscheidung nicht ohne genaue Prüfung treffen."

Er stieg in den Wagen und fuhr durch liebliche Maienluft, in angenehme Gedanken versunken.

Seitwärts vom Wege wohnte ein Handwerker, der häufig für die Oekonomie von Oberndorf arbeitete. Das Haus lag an dem die Straße von der Eisenbahnstation mit dem Wege nach Wolfskeehl vereinigenden Punkte.

Robert hatte dem Stellmacher einen Auftrag zu ertheilen; daß er es persönlich und sogleich that, geschah, weil eine leichte, meistens von Gräfin Lilly benutzte Halbchaise vor dem Anwesen hielt.

Er wußte, die Frau des Handwerkers sei schwer erkrankt; trat vielleicht die niedliche Fee in das Haus der Betrübniß, Trost zu spenden?

Im Augenblicke, als Robert vor der Thür ausstieg, kam Lilly herausgesprungen, sie sah allerliebst aus, die Augen funkelnd, die Wangen glühend im Eifer eines ihr Köpfchen ergreifenden Einfalls. Das Mädchen hatte es so eilig, daß sie Robert nur zunickte und an ihm vorüber flog. Sie nahm eine große Düte aus dem Wagen und sprang wieder zurück in's Haus.

Geduldig ging Robert mit dem Stellmacher auf und ab, bis Lilly wieder heraus kam.

Jetzt begrüßten sie sich erst ordentlich und Robert sagte lächelnd: „Befriedigen Sie meine Neugierde, was hatten Sie vorher so Eiliges vor?"

„Im Vorbeifahren wollte ich sehen, wie es der armen Walburg gehe," erzählte das Mädchen, „die früher vor ihrer Verheirathung zu den Oekonomiedienstboten von Wolfskeehl gehörte. Leider traf ich die gute Frau sehr übel. Ich hatte ein paar Kirschen mit in die Stube genommen für die Kinder. Walburg hing mit brennenden Augen an den schönen, saftigen Früchten, was war natürlicher, als die übrigen zu holen und sie der Kranken auf das Bett zu schütten. Sie hätten sehen sollen, wie es der Armen schmeckte."

„Sie hätten nicht Gräfin Lilly sein müssen, wenn Sie der menschenfreundlichen Regung hätten widerstehen wollen.“

Es war ein warmer Ton, in welchem Robert dies sagte, und ein inniger Blick streifte das Mädchen.

„Nun aber werden wir kein Obst zum Nachtisch haben, und Mama wird mich ganz außerordentlich schelten. Die Kirschen zu holen, wurde ich in die Stadt geschickt.“

Gräfin Lilly's Köpfchen senkte sich nachdenklich; bei dem lebhaften, reizbaren Geschöpf trat das Besinnen stets erst als Nachwehe der That auf.

„Sie hatten Diner und Dessert, wie den Unwillen der Frau Gräfin vergessen, als Sie die Kirschen schenkten?“ fragte Robert.

Lilly nickte.

„Hätte ich es aber auch nicht vergessen,“ erklärte sie bestimmt, „ich würde die Kirschen doch weggegeben haben; es war mir persönlich wohlthuend, die Leidende zu laben.“

„Es giebt Frauen, die Blumen gleichen,“ versetzte Robert, die zierlichen Finger Lilly's an die Lippen ziehend.

„Auf Wiedersehen, Gräfin Lilly,“ sprach Robert froh erregt, „ich lasse Ihnen einen Vorsprung und fahre noch einmal nach Hause. Für den Nachtisch gestatten Sie mir Sorge zu tragen.“

Tüchtig griffen die starken, wohlgepflegten Pferde aus, nach einem Gang ins Treibhaus kehrte Robert an den Wagen zurück und stand im Salon von Wolfskeehl lange vor den übrigen Gästen.

Baron Härdenstein blieb allein, aus dem Nebenzimmer schallte eine laute, scheltende Stimme.

„Das war wieder eine von Deinen verwünschten Dummheiten, Lilly, für zwei Gulden Kirschen solchen Leuten schenken, Du kannst sie aus Deinem Taschengelde ersetzen."

„Aber Maman . . . ."

„Schweige!"

In Schluchzen erlosch des Mädchens Stimme.

„Mich bringt noch der Aerger über Deine Kopflosigkeit um — einen Fürsten zu Tisch und nicht einmal Obst zum Dessert, es ist zum rasend werden. Das ungerathene Kind trägt die Schuld, wenn ich den Herzog mit gelbe Rüben-Confiture bewirthen muß."

„Weine nicht, sonst bekommst Du rothe Augen," unterbrach die Dame zornig sich selbst.

Die weitere Fortsetzung der Strafrede verhinderte ein eintretender Bedienter, welcher meldete, Herr Baron von Härdenstein befinde sich im Salon.

In peinlicher Stimmung hatte Robert die wenigen Augenblicke verbracht, nie stand sein Entschluß, um das Mädchen zu freien, der Ausführung näher. Es drängte sein großmüthiges Herz, Lilly der Behandlung ihrer Mutter zu entreißen.

Jetzt sagte die Dame drinnen in den mildesten Sprachtönen, der Herr Baron möge gefälligst einstweilen im Garten promeniren, es würde gleich jemand von der Familie bei ihm sein.

Robert stieg sinnend den Wiesenabhang hinab durch den mit Fruchtbäumen besetzten Anger bis zu einem klaren Wasser, das über Kiesel rieselte. Die Mädchentritte waren zu leise, um gehört zu werden, Lilly stand vor Robert, ehe dieser ihr Herannahen ahnte.

„Warum so ernst?" fragte das Mädchen.

Noch faßte der rothe Thränen-Kranz ihre Augenlider ein, auf den Wangen waren kaum die feuchten Flecke getrocknet, aber der frische Mund zeigte schon wieder lächelnd die kleinen, weißen Zähne.

„Es that mir leid, daß Sie Verdruß bekamen, unfreiwillig war ich Zeuge."

O! das ist vergessen!" rief das leichtblütige, quecksilberne Wesen.

Vergaß sie nicht fast zu leicht? Unwillkürlich wurde Robert ernster, je mehr Lilly's muntere Laune übersprudelte.

„Die schönen Vergißmeinnicht!“ rief das Mädchen entzückt, und begann eifrig die niedliche, blaue Blume zu pflücken. Robert liebte keineswegs das Bücken, allein er hätte schwereres vollbracht, um dem lieblichen Geschöpf an seiner Seite Vergnügen zu bereiten. So half er einen großen Strauß sammeln.

Nachher setzte sich Lilly in's duftende Gras und hieß ihn ihr die Blüthen in den Schooß werfen.

„Ihr Kleid!“ hatte Robert gemahnt, aber die kleine Gräfin schüttelte muthwillig den Kopf, sie liebte Bedenklichkeiten überhaupt nicht.

Der Mann lehnte an einem Baumstamme, nahe bei ihr, er schaute mit Genuß den anmuthigen Bewegungen zu, wie sie einen Kranz wand aus den blauen Blümchen. Ihr Bild und ihr Geplauder trieben wieder die Wolken von seiner Stirn.

Später kam Graf Wolfskeehl herab; Lilly hing sich den fertigen Kranz um den Arm und sprang in die Höhe.

Das saftige Gras hatte Verwüstungen im duftigen weißen Mull angerichtet.

„Du bist grün, Lilly,“ sagte der Vater, „drehe Dich nur so geschickt, daß es Mama nicht sieht, sonst giebt es einen Sturm.“

Lachend hüpfte sie davon, mit leichter, spielender Anmuth, wie die Gazelle über ihre heimischen Berge läuft.

Robert folgte wieder mit trunkenen Augen dem holden Anblicke.

Ruhig sprechend gingen die Herren auf und nieder, bis die Wagen anrollten mit den Gästen.

Seife, warmes Wasser und heißes Eisen hatten den Makel aus Lilly's Anzug glücklich getilgt. Sie kam zu Tisch in ihrem weißen, schneeigen Kleide, frisch wie die Dornblüthe am jungen Strauche. Robert war ihr Nachbar.

Die Vorstellung mit dem Herzoge ging glücklich von statten. Der weitgereiste fürstliche Herr fand Gefallen an dem geistreichen, hochgebildeten Robert, der so viel und so wohl gesehen; lebhaftes Gespräch belebte die Tafel. Selbst die Hausfrau lächelte zufrieden in den Zwischenpausen ihres Feuers von Commandoworten, durch welches die ländlichen Diener mehr verwirrt, als erleuchtet wurden.

Erst gegen Ende des Mahles verfinsterte sich wieder die Stirn der gebietenden Dame; die Zeit des Nachtisches rückte heran und die weggeschenkten Kirschen fielen Gräfin

Wolfskeehl abermals ein. Um so angenehmer war sie überrascht, als ein Bedienter in einer Krystallschale Früchte brachte, wie sie deren nie gesehen.

Dem Herzog wurde zuerst davon servirt, er aß mit Behagen die süße, saftige Frucht.

„Ausgezeichnet, Frau Gräfin," wandte sich der fürstliche Gast an die Wirthin, „und eine große Seltenheit in Europa."

„Wir verdanken sie der Freundlichkeit Baron Härdenstein's," sagte die kleine Gräfin mit zufriedenem Lächeln.

Ein dankbarer Blick traf Robert, den er zärtlich erwiederte.

Aug in Auge versenkte sich im süßen Wechselspiel der Liebe. Gräfin Wolfskeehl war zufrieden mit dem, was sie sah, sie überschüttete den Nachbar mit wortreichem Danke.

Nach Tische zog der Herzog Robert in eine Fenstervertiefung und unterhielt sich lange mit ihm.

Einfach herzlich war des Letztern Abschied in Wolfskeehl, man trennte sich, baldiges Wiedersehen verabredend; in weicherer Stimmung noch als des Morgens fuhr Robert heim.

Trotz der mahnenden Liebe entschloß sich Robert, den Sommer über zu warten. Häufig bot sich während des-

selben Gelegenheit mit Lilly zusammen zu treffen; später, bevor die Familie Wolfskeehl nach der Stadt zog, wollte der Freier sprechen, im Frühjahr, wenn Lilly wiederkehrte mit den Schwalben, konnte Hochzeit sein.

Bis dorthin gedachte Robert noch zu prüfen, seine Angelegenheiten zu ordnen, die Mutter günstig für die Wahl zu stimmen.

In Wolfskeehl fand ein Nachspiel statt.

Die Gräfin führte Lilly in ihr Cabinet; dort hielt sie ihre Strafpredigten und verhandelte sie vertrauliche Gegenstände; es war ein sowol von der Dienerschaft, als der Familie gefürchteter Platz.

„Warum hast Du es nicht gleich gesagt, daß Härdenstein zugegen war, als Du die Kirschen hergabst?“ begann die Mutter.

„Weil ich gar nicht daran dachte.“

„Immer kopflos. Uebrigens bin ich mit Dir zufrieden, Lilly, Du mischtest Deine Karten klüger, als ich es Dir zutraute. Eine kleine Thorheit ist bei Männern oft gut angebracht; Du hast durch Deine Mildherzigkeit bei Härdenstein einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Die kleine Scene in der Arbeiterwohnung war geschickt!“

„Aber Mama, ich überlegte gar nichts dabei. . ."

„Stille!" unterbrach Gräfin Wolfskeehl die Tochter ungeduldig. „Wir haben den Sommer vor uns, und wenn Du Dich einigermaßen klug benimmst, bist Du im Herbste Braut."

Wie Nachtthau fielen diese Worte erkältend auf das arme Herz, die kleine Gräfin weinte bitterer noch, als am Morgen. Ihre Coquetterie war eine vollkommen unbefangene, sie lag in ihrem Wesen, aber System und Berechnung vertrugen sich nicht mit ihrer Natur.

Nach der kurzen Unterredung wandte Gräfin Wolfskeehl ihre Aufmerksamkeit anderen Dingen zu, die Folgen des heutigen Festes boten der thätigen Frau reichlichen Stoff.

Lilly benutzte ihre Freiheit, einen langen Brief zu schreiben, der trug nicht Robert's Namen auf der Adresse; er war an den verbannten Alfred gerichtet. Ihm sollten sich nie mehr die Thore von Wolfskeehl gastlich öffnen, dafür schenkte ihm das Mädchen warme Freundschaft. Es lebte ein tüchtiger Widerspruchsgeist in dem Köpfchen, das nur nach Laune und Gefühl, niemals nach Vernunft entschied.

Seit Robert so gut bei der Mutter stand, verlor er Boden in der Gunst der Tochter.

Siebentes Capitel.

Wenige Tage nach dem Diner in Wolfskeehl war Baron Härdenstein zur Aufwartung nach C. gefahren. Der Herzog drückte den Wunsch aus, die Einrichtungen in Oberndorf zu sehen, und an dem von Sr. Hoheit bestimmten Tage hatte Robert den benachbarten Adel geladen. Zum ersten Male wieder seit die Familie Bärenburg fort war, füllte froher Festeslärm die Räume von Schloß Oberndorf. Der Geschmack und die Anordnungen des Hausherrn wurden allgemein gerühmt, der liebenswürdige Anstand der Baronin entzückte die Gäste. Gräfin Wolfskeehl strahlte von Zufriedenheit, sie ging schon mit wahren Herrschertritten umher, bald hoffte sie da ebenso festen Fuß zu fassen, als zu Hause, denn Lilly war die Königin des Festes. —

Man wußte in der Gegend, daß Robert in Kaufsunterhandlungen mit den Brüdern Bärenburg stehe wegen Oberndorfs. Baron Härdenstein gewann damit eine festbegründete, ehrenvolle Stellung und ein erhöhtes Ansehen bei seinen Standesgenossen, das ihn so wenig, wie früher ihre Ungunst, verwirrte. Er nahm nie jemands Hülfe in Anspruch, war dagegen gern bereit, Gefälligkeiten zu leisten. Sein entschiedenes, Achtung gebietendes und doch freundliches Benehmen imponirte und nahm zugleich für sich ein. Auf gutem Fuße mit Allen lebend, hatte er mit Niemand engere, freundschaftliche Beziehungen geschlossen; Judith allein besaß sein Vertrauen.

Außer Lilly wurde noch manche der Töchter des Landes ihm angeboten, unter den Formen, welche die höhere Gesellschaft für Heirathsunterhandlungen wählt, und welche minder naiv, aber gerade ebenso echtes Zartgefühl verletzend sind, wie die eine Kuh mehr oder weniger zur Bedingung stellende Freiwerbung der ländlichen Bevölkerung.

Robert machte kein Geheimniß aus seiner Bevorzugung Lilly's; Wolfskeehl besuchte er am häufigsten. Die kleine Gräfin war in gar nichts consequent, auch darin nicht, den von der Mutter Begünstigten zurückzuweisen. Häufig unterlag sie wieder dem Einflusse von Robert's Persönlichkeit,

der mit seiner sanften, ernsten Festigkeit sie wider ihren Willen anzog.

Gräfin Wolfskeehl hatte das Eisen im Ofen, es dünkte ihr warm und sie beschloß es zu schmieden.

Der Herbst war herangenaht, die beiden Söhne befanden sich auf Urlaub daheim, sie hatten einen Kameraden mitgebracht, alles zusammen bot erwünschten Vorwand zu einem glänzenden Balle in Wolfskeehl.

Ein heißer Tag drohte für Wolfskeehl anzubrechen.

Früh Morgens trat die Gräfin die Runde an. Lilly schlief noch sorglos und träumte, verrätherisch guckte der Rand eines Papiers unter dem Kopfkissen des Mädchens vor. Die Gräfin nahm es und las folgende charakteristische Epistel:

„Innig liebende Lilly! Erwarte mich an der bestimmten Stelle, wenn Jemand dreimal hustet, dann bin ich da und Du kommst hinab. Dein Alfred.“

Die Gräfin entbrannte in heftigem Zorn.

Schon streckte sie die Hand aus, um das schlafende Mädchen unsanft wach zu rütteln; eine Ueberlegung hielt sie zurück. — Zankte sie, dann weinte Lilly und verdarb sich den Teint für den Abend. Die Rüge mußte aufgeschoben werden. — Die Gräfin hatte es noch jedes Mal bereut,

so oft durch ihre Schuld Lilly mit geschwollenen Lidern, röthlicher Nase und bleichen Wangen unter die Menschen gesandt wurde — beim Balle, auf den kühne Hoffnungen gebaut, durfte es am wenigsten sein.

Aber die Gewalt, welche sich die energische Frau anthun mußte, schürte wilde Flammen in ihrem Innern; wehe Dem, der ihr jetzt in den Weg trat!

Den Gatten, er war eben beschäftigt einen poetischen Stoß- und Morgenseufzer auf das Blatt zu werfen, scheuchte sie vom Schreibtisch auf. Graf Wolfskeehl's Stube sollte als Rauchzimmer gebraucht werden und die Dame befahl die Räumung. Aengstlich packte der gehorsame Lebensgefährte seine Schätze zusammen in die verschließbaren Fächer. Ein Bündel Schriften fiel dabei zu Boden, wie ein Jochgeier stürzte sich die Gräfin darauf.

Bleich und vernichtet sank der Mann in den Lehnstuhl; er wagte es nicht mehr, nach seiner Frau zu blicken.

Sie las Rechnungen eines bekannten Verlegers.

„Wie?" fragte Adelheid zornig, „Dü nahmst ziemlich bedeutende Summen für Deine Werke ein und ich erfuhr nie etwas davon?"

„Ja Kind! sieh, ich weiß, daß Du die Schriftstellerei nicht liebst," stotterte der Gemahl, „deshalb schwieg ich."

„Mein Gott!“ schrie die Gräfin auf, ihren Irrthum erkennend, sie hatte „Soll“ mit „Haben“ verwechselt. „Das gute Geld gabst Du aus dafür, daß man Deinen Unsinn druckte?“

„Ich quäle mich, spare, sorge,“ fuhr sie in finsterm Tone fort, „und der das Vermögen mehren soll, vergeudet seiner Kinder Habe in läppischen Thorheiten!“

„Adelheid, ich werde Nichts wieder verlegen lassen,“ stammelte der schwache Mann, um sich von der augenblicklichen Last zu befreien.

Die Lippen zornig zusammen gekniffen, die Stirn dunkelroth, hochathmend, so sah die Dienerschaft ihre Herrin aus dem Zimmer des Grafen kommen.

Einen alten Shawl um die vollen Schultern gezogen, eine verknitterte Morgenhaube auf den ergrauenden Haaren, in dem Schlafrocke von farblosem Stoffe, eilte sie Befehle ertheilend, selbst angreifend aus einem Winkel des Schlosses in den andern. Die Stimme klang allmälig heiser.

„Heute rappelt es wieder stark,“ flüsterten sich die scheuen Diener zu.

Den Herren war befohlen worden, auswärts zu speisen, Lilly bekam nur Bouillon, ihre Wespentaille in vollem

Glanze zeigen zu können, und die energische Dame selbst nahm stehend einen Bissen Kaltes.

So kam der Abend heran und mit ihm die Gäste.

Es war eine festliche, frohe Scene. Geputzte Menschen drängten sich in den weiten, hohen, blumengeschmückten Räumen. Kerzen funkelten, Lächeln schwebte wenigstens auf den Lippen. In der stattlichen diamantengeschmückten Dame hätte Niemand die Frau von heute Morgen erkannt.

Beim Tanze glänzten häufig Gräfin Wolfskeehl's Augen vor Vergnügen, denn die Anmuth von Lilly's Bewegungen blieb unübertroffen.

Für Robert war ein Ballsaal der ungünstigste Ort, lange vermochte ihn das bunte Bild nicht zu fesseln, nachher dauerten ihn die nutzlos verbrachten Stunden, die weder der Arbeit geweiht waren, noch vernünftige Erholung brachten.

Robert tanzte nicht, er verschmähte die Karten, zu vernünftigem Gespräche waren wenige aufgelegt, so trat für ihn der ungewöhnliche Fall ein, Langeweile zu empfinden.

Da füllten Andere besser ihren Platz aus.

Der Kamerad der Söhne des Hauses, Graf Keresthury, tanzte ebensogut als Lilly. Wenn der schlank gedrechselte Ungar mit dem Mädchen in einer Masurka dahin-

flog, dann hielten die übrigen Paare an, das schöne Bild nicht zu stören.

Auch Robert blickte mit Entzücken auf das liebliche Geschöpf.

Eifersucht im gewöhnlichen Sinne kannte er nicht; warum sollte sie sich nicht freuen? Das ernste Auge sah nichts Bedenkliches im wechselnden Spiel ihrer Miene.

Die Beiden tanzten oft zusammen den Abend hindurch.

Die Baronin Härdenstein klagte über Beängstigung; der Sohn schlug ihr einen Gang in's Freie vor. Er hüllte sie sorglich in den Mantel, und Arm in Arm stiegen sie die Schloßtreppe hinab. Die Mutter stützte sich auf den treuen, starken Sohn und aus ihrem Herzen erhoben sich heiße Wünsche für sein Glück. Sinnend wandelten beide nach dem Garten, die Dame dachte an Robert, er an das Mädchen seiner Liebe.

„Mutter, wenn ich wüßte, daß Du Lilly gern als Tochter aufnähmest, spräche ich mit den Eltern,“ unterbrach Robert das Schweigen.

„Deine Wahl muß bestimmen, sei glücklich mit ihr!“

„Ich danke Mutter.“

In freudigen Worten malte jetzt der gute Sohn seine Zukunft; das treueste Herz, das am innigsten an ihm hing, vermochte sich nicht mit zu freuen.

Wie er arbeiten wollte, den Besitz vermehren, für die Seinigen ringen, dessen gedachte er, und der durch Anstrengungen erzielte Ueberfluß sollte zu verständigem Lebensgenusse verwendet werden. Alle zusammen konnten einige Wintermonate in der Hauptstadt zubringen, unter den Anregungen von Kunst und Wissenschaft. Auch Judith blieb unvergessen; ihrer erwähnte Robert in ernsten, ehrenden Worten. Im engen Freundeskreis wollten sie mit ihr leben.

Ein Mann, wie Robert, kann nicht unglücklich werden, dachte die Baronin und tröstete sich damit, denn sie fühlte sich fast traurig.

Nach und nach wurde Robert schweigsam, die frohe Vision verblaßte.

That er auch recht? Dies Bedenken hatte ihn mehr als einmal gequält, seit er um Lilly warb, die zweifelsfreie Gewißheit errang Robert nie.

Die Verbindung war den äußeren Verhältnissen nach passend. Robert empfing weniger durch die Frau, als er gab. Und was die Charaktere betrifft, so konnte freilich

Nichts verschiedener sein, als sein und Lilly's Naturell, aber die Liebe sucht ja gern im Gegensatz nach Ergänzung, und so sprach auch dieser Umstand nicht wider seine Neigung. Kurz, er befestigte sich stets von Neuem in dem Entschlusse, das Mädchen sollte seine Gattin werden.

Sie gingen durch die Höfe nach dem Schlosse, die Stallgebäude warfen breiten Schatten; aus ihm heraus für eine Secunde in den Lichtkreis tretend, schlüpfte eine Gestalt durch eine Seitenthür in's Haus.

Robert übersah sie in Gedanken vertieft, der Baronin dünkte sie ein Mädchen.

„Gehen wir in die dunkle Ecke," sagte die Mutter.

Verwundert, was sie dort wolle, willfahrte der Sohn.

Vor dem Stallgebäude befand sich ein großer Marmorblock, zum Aufsteigen dienend. Darauf kauerte Alfred, wenige Augenblicke früher hatte sich eine zierliche Gestalt an die seine geschmiegt. Eine gütige Fee hatte dem Einsamen, Verlassenen Trost und Lebensmittel gebracht. Alfred biß eifrig in eine kalte Pastete und trank alten Rheinwein dazu. Er zählte zu den glücklich beschaffenen Menschen, welchen die Liebe, weit entfernt, ihnen den Appetit zu stören, tüchtigen Hunger verleiht. Als die Fee geschieden war,

trank der jüngere Bärenburg Trost, und stärkte sich zu seinem nächtlichen Spaziergang heim.

Die Herankommenden erkennend, ließ er sie ziemlich unbesorgt sich nähern.

„Du bist es, Alfred!“ rief Robert lachend, „das ist also der Platz, auf welchem Du den Bällen in Wolfskeehl zusiehst!“

„Hetze mir die Alte nicht auf den Hals!“

„Sei ruhig, ich bin kein Spion.“

„Schämen Sie sich, Alfred, Sie spielen hier eine sonderbare Rolle,“ bemerkte die Baronin strenge.

„Sie waren nicht allein!“ flüsterte die Dame dem jungen Manne zu.

„O doch, Baronin, den ganzen Abend,“ log er entschlossen.

Robert's Mutter sah ein kleines, schimmerndes Ding neben Alfred, sie langte danach, hielt eine Schleife in der Hand und verbarg sie rasch.

„Gleich nach dem Souper fahre ich nach Hause, Sie begleiten mich, Alfred?“ fragte Baronin Härdenstein.

„Zu Befehl, ich warte hier.“

Ein Argwohn quälte Robert's Mutter. Er selbst ahnte nichts, der Zwischenfall hatte ernste Gedanken verscheucht, gut gelaunt kehrte er zur Gesellschaft zurück.

Robert hatte Lilly zur Tafel führen wollen, sie hing schon an Graf Keresthury's Arm. Ruhig ging er allein zu Tisch. Der Baronin Augen ruhten erschreckt auf Lilly's Aermel, eine kleine Schleife fehlte, die Vermuthung wurde zur Gewißheit.

Es war ein heiteres Mahl; die Rede sprudelte, der Wein floß, das Lachen klang. Besorgt blickte Robert immer wieder nach der Baronin, er fand sie ungewöhnlich bleich und ernst.

Sobald man aufstand, näherte er sich ihr.

„Wirst Du unwohl, Mutter?“ fragte Robert.

„Nein, aber versprich mir, Dich gegen Lilly nicht zu binden, bevor wir noch einmal die Sache zusammen überlegt.“

„Ich gelobe es!“

Robert führte seine Mutter, die heimzufahren wünschte, an den Wagen. Sie rief nach Alfred und der Sohn lächelte darüber, daß die Baronin den jüngern Bärenburg so ängstlich hüte. Dieser mußte mit einsteigen. Unterwegs half es ihm nicht, daß er sich schlafend stellte; während der einsamen

Fahrt wurde er von der Dame in Beichte genommen und — er gestand.

Robert fehlte die Lust noch zu trinken, er tanzte nicht; so dünkte ihm das Klügste zu schlafen, um sich zu dem vorzubereiten, was er vor hatte.

Nach der Begleitung seiner Mutter begab er sich sogleich in das ihm im Schlosse angewiesene Gemach und streckte sich auf das Bett.

Wenige Stunden genügten, den kräftigen Körper zu erfrischen. Robert kleidete sich rasch zur Reise an, das Felleisen übergab er einem Diener und ging dann die Gefährten aufzusuchen.

Der Festeslärm war verhallt, unheimlich öde erschienen die Räume, ein geisterhaft fahles Licht schien durch die Fenster in den Saal. In einer Ecke rauscht es seltsam. Das scharfe Auge Robert's durchdringt bald das Halbdunkel; ein Mann liegt auf den Knien vor einer zierlichen Mädchengestalt, zärtliche Worte flüstert er in gebrochenem, den Ungarn verrathendem Deutsch. Jetzt senkt sich das Köpfchen, ein Kuß wird gehört. Die Hand des Mannes fährt nach dem Spitzentuche, womit sie ihr Auge getrocknet, er birgt es vorn in seiner Uniform, das Mädchen flieht.

Graf Kerestḥury hat Abschied von seiner hübschen Tänzerin genommen.

Das war die Gefährtin nicht für sein Leben — Robert erkennt es — bis zur Entzweiung hat sich der Gegensatz zwischen ihm und Lilly erweitert, die Liebe hört auf. So bald aber einem kräftigen, hellen Geiste die Binde der Täuschung fällt, ist schon der Weg der Umkehr betreten.

Lilly weint sich in den Schlaf, die Thränen gelten dem schönen Ungarn, nicht dem treuen, starken Herzen, das sie eben verloren hat.

Gräfin Wolfskeehl hat ihren Putz abgelegt, sie steht in der Vorrathskammer; bevor nicht alles Silbergeräthe gezählt, alle Ueberreste eingeschlossen sind, kann die wachsame Frau nicht ruhen.

Der Gatte ist froh, dem Geräusche entrückt zu sein, in stiller Kammer; er schreibt eifrig in seine Brieftasche, die Papiere hat man ihm verräumt. Hufschlag klingt herauf, die beiden Söhne reiten fort mit Keresthury und Robert.

Die vier Gefährten reiten scharf durch die schneidend kalte Luft des anbrechenden Tages. Drei Köpfe sind heiß von Wein, Tanz und Lachen, sie achten nicht darauf, daß Robert schweigsam seinen Seelensturm bekämpft.

Die Brüder Wolfskeehl lachen laut auf, als Kerestthury ein feines, offenbar einer Dame gehöriges Spitzentuch herauszieht und rasch wieder verbirgt. Robert hat einen ernsten Blick auf das leichte Gewebe geworfen; er ist geheilt, vor einer Thorheit bewahrt.

Beim ersten Halt, während die drei Husaren schlafen, schreibt Robert einen Brief an seine Mutter, der ihre Sorge vertreibt.

Die vier Herren ritten zur großen Herbstjagd des Herzogs von C.

Achtes Capitel.

Ein Brief von lieber Hand regt alle Fibern auf. Judith betrachtete mit Verwunderung Robert's Schriftzüge; er machte schriftliche Mittheilung nur, wenn er etwas von Bedeutung zu sagen hatte und sie hatte schon einen Brief von ihm in der nämlichen Woche erhalten.

Am Tische saß Oberlieutenant Mühlauer über Baurisse gebeugt, Pläne vergleichend, Berechnungen prüfend. Robert hatte in seinem vorigen Schreiben Judith gerathen, ihre amerikanischen Papiere, da sie dieselben mit ansehnlichem Gewinne verkaufen konnte, wegzugeben und dafür mit Schaller's Hülfe Häuser in der Hauptstadt zu kaufen. Diese Speculation bot eben sehr günstige Aussichten.

Judith hatte mit dem Offizier die Vorschläge des Notars verglichen und gerechnet. Jetzt zog sie sich, den lieben Brief in der Hand, auf den bequemen Divan zurück und brach das Siegel.

Robert berichtete wirklich unerwartete Dinge.

Bei seiner Rückkehr von der Jagd in C. war Alfred abwesend und wurde Lilly vermißt. Beide waren entflohen, fuhren zusammen einige Tage im Lande umher und begaben sich dann unter den Schutz der Baronin Härdenstein. Lilly gab einen heftigen Zank mit ihrer Mutter als Ursache des Verlassens des väterlichen Hauses an. Uebrigens bestand seit Jahren die größte Vertraulichkeit zwischen ihr und Alfred; durch den unbesonnenen Schritt der jungen Dame wurde die Heirath nothwendig. Robert und seine Mutter waren bemüht, die wüthende Gräfin Wolfskeehl zu besänftigen. Gräfin Bärenburg, durch Telegramm sogleich berufen, schien diese Versorgung ihres jüngern Sohnes nicht ungern zu sehen. Die Freundinnen überschütteten einander gegenseitig mit Vorwürfen; indessen hatten sie ja stets nach den heftigsten Scenen sich wieder versöhnt. Robert hoffte, sobald die Gemüther etwas abgekühlt sein würden, auf eine befriedigende Lösung. Er war der Ansicht, man solle für Alfred das Anwesen des kürzlich verstorbenen Vater Jäger

erwerben, um das leichtsinnige Paar unter den Augen zu behalten.

Robert schrieb dies ruhig.

Freude, wilde, heftige Freude durchzuckte Judith; so hatte Lilly selbst ihren Unwerth bewiesen; der erste Platz in Robert's Achtung und Neigung war wieder frei, gehörte wieder der, welche ihn früher besessen.

Judith schämte sich dieser ersten Regung; sie wollte Trauer empfinden darüber, daß der Freund eine Enttäuschung erlitten.

Was änderte es auch an Judith's eigenem Geschicke. Sie kam Robert darum nicht näher, die Würfel waren ihr gefallen; seit einigen Wochen hieß sie Mühlauer's Braut.

Bertha hatte nicht lange geschwiegen, und als Judith ihren Verehrer zur strengen Verantwortung zog über den Eingriff in ihre Häuslichkeit, da bekannte er sich schuldig — schuldig aus Liebe. Dem Offizier gelang es, seine Niederlage in einen Sieg zu verwandeln. Er hoffte nichts, erwartete nichts für sich und war zufrieden, daß nur kein Anderer begünstigt sei. Ueber Judith's Herkunft, die er durch Belauschung ihres Gespräches mit Kurt erfahren, gelobte er, mit Verpfändung seines Ehrenwortes, tiefes Schweigen.

Eine Leidenschaft, die nichts fordert, die gleich einer Naphtaflamme rein zu brennen scheint und sich begnügt, den angebeteten Gegenstand in Weihrauchwolken zu hüllen, hat etwas Berauschendes für die Einbildungskraft, sie schmeichelt mächtig dem Selbstgefühl.

Judith ertrug Mühlauer's Gegenwart, gestattete seine Besuche — ließ ihn immer fester sich ranken in ihr Leben. Sie hielt keine Abwehr für nöthig, er verfuhr geschickt und vorsichtig im Angriffe.

Als Mühlauer erkannte, er sei Judith eine Gewohnheit geworden, gleichsam nothwendig, da sprach er. Es sei ihm unmöglich, den gegenwärtigen Zustand länger zu tragen, sagte er, Judith müsse ihm angehören, oder er in der Entfernung Heilung suchen.

Ihn missen! Judith merkte, daß er eine empfindliche Lücke zurücklassen würde. Er war ihr täglicher Gefährte geworden, immer bereit gefällig zu sein, störte er nie. Der kluge Mann sprach zu rechter Zeit und wußte immer, wenn nöthig, zu schweigen. Sein Arm, seine Fähigkeiten standen Judith stets zu Gebote. Er hatte ihr eine Menge Anordnungen und Geschäfte abgenommen — die Lücke würde empfindlich klaffen.

So wählte Judith das kleinere Uebel, die Ehe mit Mühlauer, obwol ihr das rechte Vertrauen zu ihm fehlte, obwol sie mitunter Widerwille erfaßte bei dem Gedanken, Mühlauer's Gattin zu werden.

Sie hatte eingewilligt!

In mehren Monaten sollte Judith eine Kunstreise unternehmen; nach ihrer Rückkehr wollte Mühlauer den ihm ohnehin unangenehmen Dienst quittiren, um ganz seiner Frau, der Verwaltung ihres Vermögens zu leben. Sie setzte natürlich ihre Künstlerlaufbahn fort. Der Oberlieutenant behauptete, selbst ein kleines, aber seinen Bedürfnissen genügendes Capital zu besitzen — dies verlieh ihm den Schein, nicht um materiellen Vortheiles willen Judith's Hand zu erstreben.

Die Häuser-Angelegenheit beschäftigte den Freier mächtig. Er hob bescheiden den Blick nicht von den Papieren, um nach Judith hinüber zu sehen, fragte nicht, von wem der Brief sei.

Solche kleine Vertraulichkeiten kamen zwischen den Verlobten nie vor. Ihr Verkehr spann sich ruhig ab, ohne Störung und ohne die heilige Gluth, welche den Menschen der Erde entrückt.

Judith las zu Ende, bewältigte die empfangenen Eindrücke; dann rief sie Mühlauer an ihre Seite und theilte ihm mit, daß Alfred Lilly entführt habe.

„Ist Gräfin Wolfskeehl reich?" entfuhr dem Oberlieutenant unglücklich rasch.

Solche unbewachte Aeußerungen kamen öfter vor.

„Nein," entgegnete Judith finster; „mein Bruder ist mindestens ebenso wohlhabend wie das Mädchen."

„Ich verstehe nicht, wie man eine Dame lieben kann, welche die Achtung verscherzte, indem sie sich schwach zeigte."

Das war eine geschickte, Judith's anstandsvoller Festigkeit gebrachte Huldigung; Mühlauer hatte den Misgriff eingesehen und mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart verbessert.

Sie kehrten zu der sie früher beschäftigenden Angelegenheit zurück. Der Bräutigam erwies sich verständig und scharfsinnig. Manche Verbindungen ersetzen durch praktischen Werth, was ihnen an höherm Reiz gebricht.

Später begleitete der Oberlieutenant die Künstlerin zum Notar, der Kauf mehrer Häuser wurde verabredet.

Zum Mittagessen, an dem Mühlauer täglich Theil nahm, kam heute Kurt; auch er hatte Nachricht erhalten und plauderte mit seiner Schwester lachend über den Streich

der ihm einst bestimmten Braut. Das sich zwischen Judith und Mühlauer anknüpfende Verhältniß betrachtete der Majoratsherr mit Gleichgültigkeit. Sein Egoismus hielt ihn ohnedem ab, sich in Anderer Angelegenheiten zu mischen, und der Mann an und für sich war Kurt — nicht unbequem. Mühlauer behielt seine bescheidene, demüthige Weise bei; er redete in das Gespräch der Geschwister nur, wenn er dazu aufgefordert wurde.

Nach Tisch unternahm Judith ihre gewöhnliche Parkfahrt. Seit der näheren Bekanntschaft mit Mühlauer besaß sie eigene Equipage; er besorgte die Angelegenheiten des Stalles, schützte sie vor Betrug. Der Oberlieutenant saß mit in dem hübschen, bequemen Wagen, er sonnte sich an der weichen Behaglichkeit von Judith's Leben.

Ein Reiter mit heraufgezogenen Knien galoppirte daher, sein Gruß wurde von einer unwillkürlichen Grimasse begleitet. Lill von Greifenau stand in Gefahr, herabgeworfen zu werden, so ungeschickt parirte er sein Pferd.

Sich mannichfache Vorzüge über Mühlauer einbildend, ärgerte er sich, nicht an dessen Stelle zu sein. Wie hübsch dünkte dem eleganten Staatsanwalt irgend eine Verbindung mit der schönen, gefeierten Künstlerin, die er noch überdies wohlhabend wußte.

Lill faßte den Entschluß, seinem Nebenbuhler bei der ersten Gelegenheit ein Bein zu stellen. Einstweilen schien er das arme Miethpferd für Mühlauer zu halten, denn er drückte dem unglücklichen Thiere die Sporen in die Flanken und raste im Schneidersitz auf dem spathlahmen Renner durch die Alleen des Parkes.

Judith fühlte sich etwas unwohl, als der Abend kam; sie ließ sich im Theater entschuldigen. Im weichen türkischen Schlafrock gehüllt, lag sie auf ihrem Divan. Mühlauer's schlanke Gestalt versenkte sich in einen Lehnstuhl daneben. Aufmerksam mäßigte er das allzu grelle Licht der großen Lampe. Lauschiges Halbdunkel herrschte in dem weiten, schönen Gemach. Die Ruhe wirkte wohlthuend auf die überreizten Nerven der Künstlerin, die Abspannung machte einem Gefühl des Wohlbehagens Platz.

Mühlauer reichte Judith die Theetasse; die dunkeln brennenden Augen hafteten an der schönen Frau, er liebte sie in seiner Weise, nur war das Gefühl weit zurückgedrängt hinter der Begierde, das reiche, vornehme Mädchen an sich zu fesseln mit gesetzlichen Banden.

Bücher und Zeitschriften lagen auf dem Tische; der Verlobte fragte gefällig, was er vorlesen solle. Sie dankte. Es fehlte an Gesprächsstoff zwischen ihnen Beiden nicht,

sanft glitt eine Stunde dahin; das Bild einer nicht unangenehmen Häuslichkeit tauchte vor der Einbildungskraft der Künstlerin auf. Sie war noch selten so zufrieden mit ihrer Wahl gewesen, wie am heutigen Abend. Es schwiegen alle peinigenden Stimmen; eingelullt war der Argwohn, Mühlauer's nie ermüdende Gefälligkeit entspringe nicht der Liebe, sondern der Berechnung.

Die Thür war jedem Besucher verschlossen. Der Staatsanwalt kam im Laufe des Abends, er wurde abgewiesen. Während der Bediente seiner Herrin Unwohlsein berichtete, fielen Lill's Augen auf einen im Vorgemache abgelegten Säbel — Mühlauer war also bei Judith.

Der Tropfen brachte die längst volle Schale zum Ueberfließen; Wuth kochte im Innern des Staatsanwalts. Er eilte in den vornehmsten Club, dessen Eintritt ihm nach vielen Opfern gelungen war. Im innersten Gemache, im Kreise der Auserwählten, thronte dort allabendlich Graf Kurt von Bärenburg. Lill brach sich Bahn; kalte Blicke, verwunderte Mienen hielten ihn nicht auf, er ruhte nicht eher, bis er den Majoratsherrn erreicht hatte. Er ersuchte ihn um wenige Worte allein.

In seltsamem Gegensatze standen sie sich gegenüber; erhitzt, schnaubend der Eine, im vollen Elemente seiner

undurchdringlichen Kälte der Andere. Lill wußte nichts von der Verwandtschaft Kurt's mit Judith, er traf ihn nur häufig bei der Schauspielerin und meinte, auch er sei ein Bewerber um ihre Gunst.

„Was kann ich dazu?" entgegnete Kurt in seinem eisigsten Tone auf den erhitzten Bericht. „Wahrscheinlich endet die Sache in einer Heirath."

„Das kann, das darf nicht sein!" schrie Lill auf, „er soll sie nicht haben!"

Kurt zuckte die Achseln.

„Wenn mich Jemand fragt, ob er heirathen soll," sagte er, „so werde ich allemal Nein antworten; aber Fräulein Braich nahm meinen Rath keineswegs in Anspruch. Indessen werden Sie entschuldigen, Herr von Lill, es zieht hier an der Thür."

Eine eisige Verbeugung und Kurt kehrte auf seinen Platz zurück.

Er fühlte sich heute Abend körperlich ein wenig unwohl, und vor dem wichtigen, alles verschlingenden Interesse an seiner Gesundheit lösten sich die übrigen Dinge in nichts auf.

Der Staatsanwalt fand hier die gehoffte Unterstützung nicht; er mußte weiter suchen. Seine Stellung benützend durchblätterte er die Register der Polizei. Bei Mühlauer ließ sich nichts entdecken, der Kluge hatte durch seine Handlungen den Menschen keine Handhabe gegeben, ihn anzugreifen.

Weiter und weiter forschte Lill, klopfte an alle Thüren; endlich, nach unsäglichen Mühen, stöberte er etwas auf. Eine Geschichte war es aus seines Nebenbuhlers Jugend, aus einer Zeit, in welcher dieser noch weniger vorsichtig, minder wachsam war.

Das würdige Amt des Anklägers ersparte sich Lill; er wälzte auf andere Schultern die Freundespflicht der Warnung. Geläufig glitt die Feder über das Blatt, scharfsinnig und prägnant gestalteten sich die Sätze; der Staatsanwalt arbeitete in seinem Amte, er versuchte einen Schuldigen recht schwarz zu malen. Unter seiner geschickten Darstellung gewann die Sache Körper und Farbe. Es war, als wenn er die Jury anredete, die Ueberzeugungen mit sich fortreißend in siegender Gewalt. Freilich schrieb er an jemand, welcher für sich allein mehr Klarheit des Geistes besaß, als häufig die corporativen Urtheilsschöpfer zusammengenommen.

Die freundliche Stimmung für Mühlauer herrschte noch bei Judith, tiefe Gemüthsruhe erfüllte die Künstlerin — der Stille vor dem Sturme gleichend.

Wieder empfing sie einen Brief Robert's.

„Aus glaubwürdiger Quelle, durch Belege bestätigt, ward mir die Nachricht, schrieb er, der von Ihnen Begünstigte sei des Vorzuges unwerth. Den Namen meines Berichterstatters zu verschweigen, ward ich gebeten.

Oberlieutenant Mühlauer kaufte vor acht Jahren mit seiner Schwester gemeinschaftlich ein Loos der Frankfurter Lotterie. Bei Erneuerung desselben sah sich die Schwester nicht mehr in der Lage, ihre Quote abzutragen; sie bat Mühlauer, ihr Eigenthumsrecht zu wahren und von einem etwaigen Gewinne den sie treffenden Zahlungsantheil abzuziehen. Er willigte ein. Die Schwester verheirathete sich, lebt jetzt in beschränkten Verhältnissen und hat eine zahlreiche Familie. Sie las, daß die Nummer des Looses mit nicht unbedeutendem Gewinne gezogen sei. In der Freude ihres Herzens schrieb sie dem Bruder. Dieser erwiederte kühl: er begreife nicht, wie sie aus einem Loose, das sie habe verfallen lassen, einen Anspruch erheben könne. Juridisch war er nicht angreifbar, seine Schuld blieb eine moralische. Von der Ansicht ausgehend, es sei nützlich, die

Menschen genau zu kennen, denen wir unser Vertrauen schenken, theile ich Ihnen jenen Zug aus Oberlieutenants Mühlauer Vergangenheit mit. Mir steht es nicht zu, eine Bemerkung daran anzuknüpfen.

Gräfin Lilly wohnt bei meiner Mutter, Alfred wurde einstweilen in die Goldene Sonne einquartiert. Gräfin Wolfskeehl neigt sich endlich zum Nachgeben; bald werden wir die Hochzeit des unbesonnenen Paares feiern.

Dienstbereit Ihr ergebener Freund

Robert Freiherr von Härdenstein."

Mit flammenden Wangen las Judith. Jetzt floß zu einer Summe zusammen, was oft ihren Argwohn erregt; unbestimmte Ahnung gewann Gestalt. Der sie oft beschleichende Widerwille gegen ihren Verlobten kehrte verstärkt zurück.

Unter dem vollen Eindruck der erhaltenen Nachricht traf sie Mühlauer.

Er wußte Judith's verändertes Wesen nicht zu deuten; ernst, gleich einer Schicksalsnorne, empfing sie den Offizier.

„Es war ein Misverständniß, wenn wir glaubten, uns näher treten zu können," sprach sie kalt und gab die nöthige Erklärung.

Todesbleich wurde sein Gesicht, doch die ruhige Haltung, das fast demüthige Wesen verlor er auch jetzt nicht unter der fürchterlichen Kränkung.

„Ihr Wille geschehe, Gräfin Judith," versetzte Mühlauer tonlos; „sicher bewahrt ruht Ihr Geheimniß bei mir, wir scheiden auf Nimmerwiedersehen."

Die Thür schloß sich hinter seiner schlanken Gestalt.

Nun stand Judith abermals allein in der Welt.

Neuntes Capitel.

Draußen brach Mühlauer's künstliche Fassung zusammen, Wuth verzerrte seine Züge, er stöhnte laut; aber ein entschlossener Charakter sieht der Vernichtung eines festgefaßten Lebensplans nicht in müssiger Resignation zu. Die er gesucht und gegen alle Hindernisse errungen, wandte sich von ihm, als er sie sicher zu haben wähnte; der einzig lichte Gedanke in Mühlauer's aufgewühltem Innern blieb — Rache.

Finster sahen ihn die früheren Genossen wieder, die er eine Weile gemieden. Mühlauer's Bruch mit der Schauspielerin bildete bald das Gespräch der Stadt.

Eines Nachmittags ging der Oberlieutenant über einen volkreichen Platz, bitterm Grolle hingegeben. Plötzlich

leuchtete es über das düstere Gesicht; er hatte Jemand erblickt, der selten Freude brachte. Der Rachegedanken, den er seit Monaten hegte, hatte sein Ziel gefunden.

Professor Korn saß einsam an dem Kaffeehausfenster; ungeselliger als vordem, ging er nur unter die Menschen, um sich noch mehr in seinem kranken Innern abzuschließen.

Bei Gruß und Anrede schrak der Gelehrte empor.

„Lange schon entbehrte ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft," sagte der Oberlieutenant, „Sie besuchen wol Fräulein Braich, wo wir uns sonst zuweilen trafen, nicht mehr."

Der Name brachte die gehoffte Wirkung hervor; ingrimmiger, gelber noch erschien das hagere Gesicht.

„Nein," entgegnete Korn, „ich habe den Staub von meinen Füßen geschüttelt und bedaure nur die Zeit, die ich mit einer Komödiantin verbrachte."

„Die Schauspielerin hat etwas von der Circe des Alterthums an sich," versetzte Mühlauer, „sie lockt die Menschen an, um sie zu verderben, gleich der Nixe des Lorley-Felsens zieht sie sie in die Tiefe. So erging es ja auch Ihrem Bruder."

„Ferdinand!" rief der Professor befremdet.

„Ja, denn Fräulein Louise Braich und Gräfin Judith Bärenburg sind eine und dieselbe Person!"

„Halte ich sie endlich! Ha, nun wird mir die dunkle That klar. Ihr Charakter ist mir Bürge dafür; Judith hat nicht allein meinen Bruder durch thörichte Leidenschaft zum Verderben geführt, sie ist auch seine Mörderin in des Wortes vollster Bedeutung, die Hand des Mädchens schoß Ferdinand nieder."

Mühlauer lächelte zufrieden, Korn's irres Feuer kühlte seinen RacheDurst, mit schlauen Worten schürte der Offizier die Flammen.

„Was wollen Sie thun?" fragte er, endlich die wüthenden Reden des halbtollen Professors unterbrechend.

„Erst werde ich die Larve vom Gesichte eines verkommenen Mitglieds der höheren Stände reißen, gedemüthigt soll diese Judith aus der Oeffentlichkeit fliehen, in welcher sie einen Scheinglanz erlangte. Zugleich will ich Beweise ihrer Schuld sammeln, sie vor Gericht anklagen und das Fallbeil auf den Nacken der Mörderin bilde den Schluß."

Einem Brandstifter gleich, der die von ihm angefachte Gluth zur verheerenden Feuersbrunst sich entwickeln sieht, und nachdem er in teuflischer Freude geschwelgt hat, von hinnen eilt, auf daß ihn keine Verantwortung treffe — so genoß

auch Mühlauer seinen Triumph und verließ dann den kranken Phantasten. Am wahnwitzigen Werke begehrte er keinen Theil. Als kluger Mann liebte es der Oberlieutenant, die Kastanien durch einen Narren aus dem Feuer holen zu lassen.

Judith erhielt einen sie mächtig erschütternden Brief von Theodor Korn. Endlich sei es ihm gelungen, schrieb er ihr, die Mörderin seines Bruders zu entdecken und zur Verantwortung zu ziehen, ins volle Licht der Oeffentlichkeit wolle er die dunkle That setzen — kein Deckmantel mehr solle das Verbrechen bergen, kein auf die Gerechtigkeit geübter Einfluß die Strafe verhindern.

Es waren grausame vernichtende Worte. Einen Augenblick wankte das muthige Herz des Mädchens. Die kleine Wolke aus Judith's Jugendzeit schien glücklich verscheucht, jetzt kehrte sie zurück zu gewaltigem Sturme zusammengeballt.

Theodor Korn forderte das Mädchen zu tödtlichem Kampfe heraus, nach der ersten Betäubung des Schreckens trat sie entschlossen in die Schranken.

Judith hatte längst unter der Hülle der Modethorheiten in Lill den gewandten Rabulisten erkannt. Der schien der rechte Gegner für den mondsüchtigen Hypochondristen. Auf

der einen Seite standen sich da Weltklugheit, klare Anschauung des Lebens, wenn auch in dessen hohlster, äußerlichster Form, auf der anderen ein krankhafter abgezogener Kreis rein subjectiver Vorstellungen einander gegenüber. Das gänzliche Zerfallen mit der Außenwelt, die Pforte des Wahnsinns war beinahe erreicht von dem Professor, zur wirklichen Narrheit fehlte kaum noch eine Linie.

Je höher ein Mensch in unserer Achtung steht, desto unlieber entschleiern wir unsere Schwachheit oder Gebrechen vor ihm; dem Freunde gegenüber verhüllt edler Stolz den Mangel, welchen er dem Gleichgültigen, Abhülfe suchend, gesteht. Der Staatsanwalt irrte sich in Judith's Charakter, wenn er als Zeichen der Werthschätzung nahm, daß sie seinen Beistand anrief.

Judith theilte vom Sachverhalt zunächst nur wenig mit, sie beschränkte sich darauf darzulegen, Professor Korn habe ihr mit verleumderischem Angriffe gedroht.

Welchen Schutz bot das Gesetz, um die Sache gleich im Entstehen zu ersticken?

„Ernennen Sie mich zu Ihrem Kämpen!“ rief Anastasius Lill von Greifenau eifrig.

„Was wollen Sie in dem Falle thun?“

„Den Mann schweigsam machen!“

„Nicht mit Dolch oder Gift," fuhr der Staatsanwalt mit behaglichem Lächeln fort, als er Judith's fragenden Blick wahrnahm. „Ich bin ein zu guter Jünger der Themis, um mich je in die Krallen der Criminaljustiz zu stürzen. Ich werde mir Kampfgenossen suchen. Professor Korn hat eine erkleckliche Zahl Feinde, die sind meine natürlichen Verbündeten. Seine Collegen brachte er wider sich auf, als er vor einigen Jahren, anstatt auf der Philosophenversammlung zu erscheinen, ein Spottgedicht hinschickte. Auch die mächtige Partei der Klerikalen hat er sich durch maßlose Angriffe verfeindet. Kurz, eine Lawine schwebt drohend über ihm, es bedarf nur eines Stoßes, und sie fällt dem Halbnarren auf das Haupt. Der Mann ist geliefert — moralisch todt!"

Daß der Staatsanwalt die Sache so leicht nahm, beruhigte Judith. Sie war zufrieden, nicht mit Fragen gedrängt zu werden. Wol wußte Lill, daß die Künstlerin ihm manches verschwieg, aber er erfuhr genug, um das Fehlende zwischen den Zeilen lesend ergänzen zu können, und war froh, in den Vordergrund zu treten, sich wichtig zu zeigen.

Mit Eifer und Lust ging der Staatsanwalt an die Arbeit, sondirte hier, schürte dort. Es gelang ihm, mehren mit dem Unterrichtswesen Betrauten die Gefährlichkeit von

Korn's Richtung, den durch den Professor geübten verderblichen Einfluß auf die Jugend darzuthun. Der Geistlichkeit kam die Gelegenheit zur Wiedervergeltung oft bewiesener gehässiger Gesinnung sehr gelegen.

Inzwischen that auch Theodor Korn vorbereitende Schritte — zur Rache.

Lange quälte er sich ab, einen Artikel zu Stande zu bringen, durch welchen er die Aufmerksamkeit des Publikums auf die „dunkle That" lenken wollte. Der Gelehrte vermochte seine langathmigen Perioden nicht zu einem genießbaren Zeitungsartikel zu kürzen, unter schwerfälliger Demonstration kam ihm mehr als einmal sein Gegenstand abhanden.

Er verachtete die Journalisten und gönnte ihnen die Ehre nicht, in die gemeinschaftliche Bezeichnung Schriftsteller mit eingeschlossen zu werden. Doppelt ärgerte er sich darum, daß ihm so sauer wurde, was mancher gewandten Journalisten-Feder ein Spiel war. Wer frisch in den Zeitstrom zu tauchen und die aufschäumenden Perlen in anmuthender Darstellung bildlich zu fixiren weiß, wer aus den Quellen der Wissenschaft und der Erfahrung schöpfend dem Volke die tägliche geistige Nahrung zuzuführen bemüht ist, der sitzt mit am Ruder der Zeit, wirkt stärker und unmittelbarer auf

seine Mitbürger, als der einsame Gelehrte es aus seiner Studirstube vermag.

Mühsam kam eine schleppende Geschichtserzählung zu Stande. Die Anspielungen blieben so unklar, daß kein greifbares Interesse sich dem Leser bot.

Theodor Korn wandte sich mit dem Artikel, dem sich bessere Journale verschlossen, an ein unbedeutendes, von seiner Frau und seiner Köchin gelesenes Localblatt. Man nahm dem Abonnenten zu lieb und weil er Insertionsgebühren zahlte, das Machwerk auf. Der Professor las selbst in der Druckerei die Correctur und war, nachdem die Angelegenheit so weit gediehen, ermatteter, als wenn er einen seiner dicken Bände geschrieben hätte.

Heimkehrend fand Theodor Korn ein amtliches Schreiben, es enthielt die Mittheilung, daß ihm bis auf Weiteres die pädagogischen Vorlesungen entzogen seien.

Der eitle, krankhaft reizbare Mann empfing einen ihn für längere Zeit kampfunfähig machenden Schlag. Er brachte Tage damit hin, die Schläfen, in denen der Schmerz bohrte und wühlte, in kaltem Wasser zu baden. So saß er, eine Gestalt des Jammers, im dunkeln Zimmer, mit dem langen Schlafrock und den klassischen Pantoffeln bekleidet.

Lill erhielt Kunde von der Verfassung des Feindes. Das Localblatt hatte dem Staatsanwalt in einem politischen Artikel erwünschte Gelegenheit zur Beschlagnahme gegeben und Korn's Schwergeburt war somit eines gewaltsamen Todes gestorben. Dafür daß sie nicht wieder auflebe, sorgte eine kleine Privatverhandlung mit dem verantwortlichen Redacteur.

Alles war recht hübsch Schlag auf Schlag gegangen, ganz nach des Staatsanwalts Wunsch genau auf den rechten Punkt gediehen. Er hatte seine Macht gezeigt, aber die Katze noch nicht aus dem Sacke gelassen. Während des nothgedrungenen Waffenstillstandes schrieb Herr von Lill ein zierliches Briefchen an Judith, um ungestörte Unterredung unter vier Augen bittend.

Natürlich wurde das Verlangen des Helfers in der Noth erfüllt.

Durchdringender Veilchenduft verrieth bald die Ankunft des eleganten Staatsanwalts. Etwas geckenhaft berührte er Judith's Hand mit seinen nagelneuen, buttergelben Glacé-handschuhen und führte sie galant an die Lippen.

Anastasius Lill von Greifenau befand sich in der aller-besten Laune. Er war eben damit beschäftigt, seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen, denn mit solchen, die ihm in

keiner Weise zu persönlichem Nutzen gereichen konnten, gab er sich einfach niemals ab.

Der Staatsanwalt leitete das Gespräch scherzhaft, witzig ein, er überschüttete Judith mit dem Füllhorn seiner Liebenswürdigkeit, dann ging er zum brennenden Punkt ihres Interesses über.

Jetzt kamen die Sätze scharf, kurz, bestimmt.

„Wir haben dem Professor Korn das „Mene, mene Thekel upharsin" an die Wand geschrieben," schloß er den Bericht.

„Ich danke Ihnen!" sagte Judith.

„Wir fahren," nahm der Staatsanwalt seinen Vortrag wieder auf, „in so schön begonnenem Werke fort, unsere Stadt muß ihm verleidet werden, er mag freiwillig gehen oder es findet sich eine Ursache zu seiner Versetzung. Ist Ihrer gerechten Entrüstung damit noch nicht genügt, sollte Korn abermals in irgend einer Weise unbequem werden, so führe ich den Gnadenstoß — wir werden aus seinen Schriften etwas herauslesen, aus seinen Worten und Handlungen den Grund schöpfen, ihn des Amtes zu entsetzen, das erträgt ein schwacher, eitler Mann gleich ihm nicht."

Hatte die Art und Weise, wie der Staatsanwalt den Professor verfolgte, auch etwas dem Gefühl Judith's Wider-

strebendes, so stand doch für sie zu viel auf dem Spiele, um nicht über den Erfolg Befriedigung zu empfinden. Sie wiederholte ihren Dank.

„Sie sind mein Retter!" sagte sie.

„Fräulein Louise!" der Staatsanwalt verließ seinen Sitz und sank auf ein Knie, die Augen glommen in zärtlichem Feuer, verwundert blickte die Dame auf ihn.

„Ein Mann muß Kraft besitzen zum schwierigen Werke, Hoffnung verleiht sie; er muß auf entsprechenden Lohn rechnen können. Darf ich kämpfen für meine geliebte Gattin?"

„Der geforderte Preis ist zu hoch," murmelte Judith erbleichend.

Auf Lill's beweglicher Physiognomie zuckte es, sicher seines Erfolges, wurde er rauh wach gerüttelt aus glänzendem Traum. Aber es lag ihm daran, den Gentleman bis ans Ende zu spielen; er that sich Gewalt an.

„In dem Falle bedauere ich," sagte er sich erhebend, „Ihnen nicht ferner dienen zu können; morgen werde ich Urlaub begehren und eine Reise zu meiner Zerstreuung antreten."

„Dieses Blatt gelang es mir der Oeffentlichkeit zu entziehen," fügte er hinzu, legte eine Zeitung auf den Tisch und verließ das Gemach.

Wie betäubt blieb Judith zurück; jetzt stand sie abermals allein der Gefahr gegenüber.

Giebt es keine uneigennützige Gesinnung auf Erden? streckt sich jede zu unserer Hülfe erhobene Hand gleich aus den Lohn zu empfangen?

Nach langem schmerzlichen Sinnen entschloß sich Judith, lieber als noch einmal ähnlichen Auftritt zu wagen, sich mit einem einfachen Geschäftsmanne zu berathen, der den Preis seiner Dienste in Zahlen berechnet.

Judith befahl anzuspannen; bis der Wagen bereit war, las sie Korn's literarisches Erzeugniß.

Was Anderen dunkel sein mochte, ihr war es fürchterlich klar — sie sah sich an den Pranger gestellt — dies Machwerk in die Oeffentlichkeit gebracht, würde ihr Leben vergiftet haben. Das feinfühlende, hochgebildete Mädchen litt tödtliche Qualen. Ihr Selbstgefühl, ihr Stolz waren peinlich verletzt, bis zum scharfen physischen Schmerze steigerte sich die fürchterliche Empfindung.

Halb besinnungslos fuhr Judith zu Notar Schaller. Mit ihm war es ihr leichter, sich zu berathen, weil er wenigstens ihre Abkunft kannte. Auch mußten zu dem mit der Familie Bärenburg in vielfacher Beziehung Stehenden Gerüchte über den Tod des Hofmeisters gedrungen sein.

Der Geschäftsmann blickte erstaunt in das bleiche, verstörte Gesicht seiner Clientin, er brachte ihr selbst ein Glas Wasser. Nachher las er achselzuckend den ihm überreichten Artikel.

„Wer dem Herrn Professor die Logik verkaufte, bestahl ihn," bemerkte er kühl.

„Meine Ehre ist gebrandmarkt, wenn er nicht zum Schweigen gebracht wird," lispelte Judith erschüttert.

„Hm! man könnte ihm Geld anbieten, doch das wäre ungeschickt und würde Furcht verrathen."

„Giebt es kein Mittel die Schmach abzuwenden?" stammelte die Künstlerin.

„Wollen Sie meinen aufrichtigen Rath hören, Gräfin Judith, so schweigen Sie die Geschichte todt. Geht Korn bis zur Injurie, tritt er aus den nebelhaften Anspielungen mit bestimmten handgreiflichen Beschuldigungen hervor, dann belangen wir ihn gerichtlich. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß müssige Menschen darüber reden, doch bald und um so rascher, je weniger Sie sich getroffen zeigen, wird diese Sache durch eine neue verdrängt werden. Sie sind ein Liebling des Publikums, hinter der gefeierten Künstlerin erhebt sich das Volk, der Ritter von der traurigen Gestalt dünkt vielen

lächerlich, manchen widrig. Also schlägt Ihre Persönlichkeit allein schon den Gegner."

„Und die ganze Zeit über wäre mir, als ob meinen lebenden Körper das Messer des Anatomen zerstückle."

„Gefahr droht Ihnen nicht, Gräfin Judith, die tolle Geschichte mit seinem Bruder ist eitel Dunst, kein Gerichtshof wird bei jedem mangelnden Indicium die längst geschlossene Untersuchung wieder aufnehmen."

„Sie werden meine Person mit dem Koth der Verleumdung besudeln. Rathen Sie mir Besseres!"

Schaller zuckte die Achseln.

„Für bloße Empfindlichkeit weiß der Codex keine Hülfe," sagte er.

„Also das Ihre letzte Entscheidung, Sie können nichts für mich thun?"

„An meiner Bereitwilligkeit bitte ich nicht zu zweifeln," versetzte Schaller, „ich will, wenn Sie es wünschen, mit Professor Korn sprechen, nur erwarte ich keinen Erfolg davon und bekenne meine Abneigung vor all den hirnverbrannten Gesellen."

Aus Judith's Gesicht war alle Farbe entwichen, ihre Augen leuchteten in fieberhaftem Glanze.

Mit nervöser Hast zog sie ein Blatt heran, schrieb rasch einige Zeilen darauf und übergab es Schaller zur Bestellung.

Es war der Angstschrei eines brechenden Herzens.

Der Notar bemerkte Judith's Schwäche und geleitete sie sorglich an den Wagen.

Eine qualvolle Nacht brach ihr an. Auch Reue nagte in den einsamen Stunden an dem kranken Gemüthe. Warum hatte sie an Robert Worte der Verzweiflung gerichtet. Jetzt war es zu spät, ungeschehen zu machen, was Judith so bitter beklagte. Der elektrische Draht hatte Baron Härdenstein längst schon ihren verzagenden Ausruf gebracht:

„Die Ehre ist gefährdet.

Judith.“

Vielleicht kostete der unüberlegte Schritt sie auch noch Robert's Freundschaft. Männer wollen stolz sein auf die von ihnen ausgezeichneten Frauen. Zum ersten Male stand Judith Robert gegenüber mit Schmach bedeckt und hülflos. Zwar mochte sein großmüthiges Herz ihn an ihre Seite treiben — aber bloßes Mitleid verschmähte ihr stolzer Sinn. Ein tieferer Einblick in die düster ihr Leben überschattende Geschichte, fürchtete sie, werde Robert Anlaß zu einem verdammenden Urtheile geben. Daß Robert in dieselbe

hineingezogen wurde, war der herbste Wermuthstropfen für Judith — vollgerüttelt war das Maß ihrer Pein.

Wenn das Unglück an den Menschen herantritt, dann erst erprobt sich, was er werth ist. Im Kampfe mit dem Geschicke wird sich beweisen, welche Kräfte er gerüstet. Der Starke ringt sich durch zur Klarheit und zum Siege, in den Abgrund der Verzweiflung versinkt der Schwache.

Am Morgen fühlte sich Judith körperlich krank; Fieber brannte in ihren Adern, aber ruhige Festigkeit war an die Stelle der Muthlosigkeit getreten. Ihr Beruf, die Kunst richtet sie auf. Uebel geziemt es dem zu zagen, der fröhliches Gedeihen seiner Arbeit schaut.

Judith blieb den Vormittag über im Bett liegen, um ihre Kräfte zu sammeln. Abends trat sie in der Iphigenie auf. Nie war die Priesterin edler und würdevoller, edler, des klassischen Urbildes und der Dichtung angemessener dargestellt.

Als der Vorhang fiel, war die Bühne mit Blumen bedeckt, Judith sank auf ihnen zusammen, die Knie brachen ihr, der Thau der Thränen fiel auf die Sonnenkinder, sie hatten ihr Trost und Freude gebracht.

Wie aber, wenn Alle, die jetzt ihr zujauchzten, nur Hohn und Schmach für sie hätten!

Judith gelobte sich, auch dann nicht zu zagen. Wenn der innere Richter schweigt, darf sich das Haupt stolz erheben.

Jetzt war Judith gerüstet gegen den feigen, schändlichen Angriff eines wahnwitzigen Thoren.

Nach Hause kommend, sah sie ihren Salon beleuchtet.

„Herr Baron von Härdenstein ist da," flüsterte Bertha der Gebieterin zu.

Wonniges Gefühl ergriff Judith bei dem herzlichen Drucke seiner treuen Hand, der offene Blick seines Auges bewies, daß kein Wurm des Mistrauens nage am festen Gemüthe.

„Wie ist es möglich, daß Sie so bald kommen?" fragte das Mädchen.

„Es traf sich glücklich, Gräfin Judith, ich saß eben zu Pferd, als ihr Telegramm mich erreichte, ich ritt geraden Wegs auf die Station und erreichte rechtzeitig den abgehenden Zug."

„Aber Sie nahmen sich die Sache mehr als billig zu Herzen," fuhr Robert fort, theilnehmend in Judith's Gesicht blickend. „Ruhen Sie und vertrauen Sie mir heute nur soviel, als dazu dient, Sie zu erleichtern."

Er hatte sie an den Divan geführt und ihre Hand ergreifend neben Judith Platz genommen.

„Leider kann ich Ihnen das Räthsel nicht lösen," flüsterte das Mädchen tonlos, ihre Hand zitterte heftig.

Die Bewegung theilte sich auch Robert mit, der Judith niemals früher so erschüttert gesehen. Er verlor auf einen Augenblick seine kühle Besonnenheit — für freundschaftliche Theilnahme nur hielt er die mächtige, ihn überwältigende Empfindung.

„Werden Sie mich verurtheilen," fragte Judith bebend, „weil ich nicht reden will?"

Wie Sonnenschein flog ein warmer, freudiger Ausdruck über die männlichen Züge.

„Das verhüte Gott, Gräfin Judith, daß ich die kleinlich verkennen sollte, deren Werth mir längst bewußt war."

„Professor Korn versucht meine Ehre öffentlich anzugreifen."

„So erfuhr er doch, wer Sie sind?"

„Ja, ich vermuthe durch Mühlauer, den ich verabschiedete."

„Die Elenden!" rief Robert unwillig.

„Sie stehen mir gegen meinen Feind bei!"

„Mit Freuden, Gräfin Judith, und noch mehr, ich verspreche guten Ausgang, aber Sie müssen mir die Leitung gänzlich überlassen."

„Im vollen Vertrauen lege ich meine Ehre in Ihre Hand, nur kann ich keine befriedigende Erklärung geben."

„Deren bedarf ich nicht; was mir noth thut zu Ihrer Vertheidigung, weiß ich!"

Robert's Zuversicht theilte sich auch dem Mädchen mit.

„Ich glaubte noch vor kurzem allein kämpfen zu müssen, jetzt stütze ich mich vertrauensvoll auf Sie."

„Sie thun recht daran, Gräfin Judith, den Freund für Sie eintreten zu lassen, denn Ihr Zartgefühl möchte manche Verletzung empfangen. Nun, ohne Sorge! Im schlimmsten, von mir gar nicht gefürchteten Fall nehmen wir die öffentliche Meinung zum Schiedsrichter. Ich greife zu meinem alten Journalisten-Handwerk. In Newyork, zu einer Zeit als die Dollars in meiner Börse selten waren, übte ich es mit Glück. Die Presse war mir ein willkommener Tummelplatz, weil sie ein starkes Bollwerk für das Recht zu sein vermag. So lange sich die Sache geheim halten läßt, ehre ich Ihren Willen, sie geheim zu belassen; zwingt mich aber Korn ihm auf die Arena zu folgen, dann vertrauen Sie mir. Die Zeit des Kampfes müssen Sie

ruhig an friedlichem Orte bei meiner Mutter verleben und keinen Artikel des Streites lesen. Nachher verspreche ich die gefeierte Künstlerin ihrer ehrenvollen, glänzenden Laufbahn zurückzugeben. Und nun für heute kein Wort mehr davon."

Robert hatte Judith's Hand wieder sinken lassen. Ruhig plauderte er von Dingen, die nur angenehme Eindrücke erwecken konnten. Gleich einem magnetischen Strome ergoß es sich von ihm auf sie. Köstliche Ermattung bemächtigte sich des Mädchens.

Robert sah, daß ihm sein Werk der Beruhigung gelungen. Er schied mit den Worten:

„Schlafen Sie wohl! Gräfin Judith."

Zehntes Capitel.

Schon beim Frühstück fand sich Robert ein; die Nachtruhe hatte Judith wunderbar gestärkt, sie vermochte gefaßt die Ereignisse der letzten Zeit ihrem großmüthigen Vertheidiger mitzutheilen. Auch Korn malte sie, wie er, nachdem die Binde der Täuschung gefallen, vor ihrem geistigen Auge stand.

Robert suchte den Professor in seiner Wohnung auf. Den hübschen blauen Augen fehlte der heitere gemüthliche Ausdruck, dem Munde das wohlwollende Lächeln, wie es seine Freunde kannten. Ehern erschienen die Züge; wenn Baron Härdenstein Unrecht bekämpfte, dann traten alle die liebenswürdigen Eigenschaften seines Charakters in den Hintergrund, eiserne Festigkeit allein herrschte.

Der Gelehrte erhob sich von seinem Rohrstuhle, als Robert vor ihm stand; an den hageren Gliedern schlotterte der alte Schlafrock, die Knochen schienen durchzustechen, die gelbe, gespannte Gesichtshaut röthete sich fieberhaft, der wirre Bocksbart verbarg das Kinn, während die Haare nur dünn den Schädel bedeckten, auf welchem ein abgegriffenes schwarzes Sammetkäppchen saß. Der katzenartige Ausdruck der Augen, das Scheue, Raubthierartige des Blickes war schärfer als je sichtbar. Robert trug die Farbe der Gesundheit auf den Wangen; ein wohlangewandtes Leben drückte seinem ganzen Wesen den Stempel auf.

„Sie griffen eine mir nahestehende Dame unwürdig an, Professor Korn; ich bin gekommen, mit Ihnen darüber zu sprechen,“ leitete Robert die Unterredung ein.

Ein widriger Zug von Hohn verzerrte das magere Gesicht.

„Dacht' ich es doch, Baron Härdenstein, daß mir die Angelegenheit der Exgräfin Judith von Bärenburg und gegenwärtigen Schauspielerin Louise Braich allein Ihren Besuch verschaffe. Sie treten als Kämpe der Dame auf!“

„So ist es! Wahrheit und Recht würden mich zwingen, es zu thun, auch wenn nicht persönliche Freundschaft es forderte.“

„Der Lohn wird hoffentlich des Dienstes würdig sein!"

Ein minder kaltblütiger Mann als Robert hätte von der böswilligen Behauptung sich zum Zorne hinreißen lassen, dieser sagte blos ruhig und fest:

„Sie werden auf jede öffentliche und private Beleidigung und Verfolgung der Dame verzichten."

„Das thue ich in keinem Falle. Eben heute will ich meinen zweiten Artikel schreiben, nachdem der erste durch einen unrechtmäßigen Eingriff in die Freiheit der Presse unterdrückt wurde. Gräfin Judith soll dabei nichts verloren haben, es hat sich noch mehr Bitterkeit in demselben angesammelt. Wenn sie wieder vor die Lampen tritt, soll das Volk in ihr die Mörderin meines Bruders erblicken. Nach dem moralischen Strafgericht folge das juridische; die Klage wird von mir gestellt, die Untersuchung muß wieder aufgenommen werden; vor den Geschwornen giebt es keine Einschüchterung, wie sie dem Majoratsherrn inmitten der eigenen Diener und feiler Menschen gelang."

„Sie handeln in vorgefaßter Meinung, Korn. Wenn Sie ein ehrlicher Mann sind, müssen Sie Ihr Vorhaben aufgeben, sobald Sie Gräfin Judith's Unschuld erkannten. Meine feste Ueberzeugung ist, Graf Bärenburg und seine Tochter kann keine Verantwortung wegen des unglücklichen

Endes Ihres Bruders treffen. Ferdinand Korn war selbst der Urheber seines Todes."

„Ihrer Versicherung stelle ich die Kenntniß des Charakters meines Bruders entgegen. Des Lebens mochte er müde sein, das bin ich auch; aber der letzte physische Act des Selbstmordes erfordert das, was die Engländer „pluck" nennen; die Eigenschaft gebrach Ferdinand, wie sie auch mir nicht eigen ist."

„Ich kann Ihnen Beweise beibringen, daß Ihr Bruder wenige Stunden vor seinem gewaltsamen Ende sich in der düstersten, lebensüberdrüssigsten Stimmung befand. Horae vulnerant omnia, ultima necat — überschrieb er ein das Datum seines Todestages tragendes Blatt."

„Noch einmal, ich glaube nicht an einen Selbstmord. Ich glaube vielmehr an ein Verbrechen, und seit ich Gräfin Judith kenne, schwand mir jeder Zweifel über die Thäterschaft, ist der letzte Ring in der Kette der Beweise gefunden. Gräfin Judith besitzt eine eiserne Consequenz, sie ist stolz und entschlossen, ich sah sie nie wanken und nie weichen. Nun denken Sie sich die Möglichkeit, der bürgerliche Hofmeister, der gering geachtete Untergebene sprach von Liebe zu ihr; Ferdinand kann sich vergessen haben; dem Rufe,

der weltlichen Ehre der jungen Dame drohte Gefahr; was erscheint bei ihrem Charakter natürlicher, als daß sie den, der solches veranlaßte, aus der Reihe der Lebenden stieß, eben so kaltblütig, als sie ein giftiges Reptil zertreten hätte."

„Ohne es zu wollen, ertheilten Sie Gräfin Judith ein hochehrendes Zeugniß. Nicht Leidenschaft bestimmt ihr Thun, sondern der ruhig abwägende Verstand. Das führt zu schönem Gleichmaße des Lebens und nicht zum Verbrechen."

„Wozu den unnützen Streit noch weiter spinnen; ist doch keine Aussicht, daß Einer den Andern zu seiner Meinung bekehre. Sie vertheidigen die Aristokratin, ich will sie als schuldig vor der Welt entschleiern. Jene Bärenburg sollen erfahren, daß ihr an dem armen Hofmeister begangenes Unrecht zur Nesselgeißel wird für ihr stolzes Geschlecht."

„Ist dies Ihr letztes Wort?"

„Unabänderlich!"

„Nun denn, so mögen Sie denn auch den Gifttrank selbst kosten, den Sie brauen. Den Frieden habe ich gesucht, wie es dem besonnenen Menschen ziemt; Sie zwingen mich, Ihnen auf den Kampfplatz zu folgen, dort werden wir Leben gegen Leben halten. Sie schmähen

Gräfin Judith, ich decke die Lüge Ihres ganzen Daseins auf. Sie lehrten unmögliche Tugend und übten daneben grobe Ausschweifungen. Bedenken Sie, wie willkommen meine Enthüllungen Ihren Feinden sein werden. Noch zum letzten Male biete ich Ihnen Frieden unter der Bedingung gegenseitigen Schweigens."

„Nein! tausendfaches Nein!" schrie Korn außer sich. „Thun Sie Ihr Schlimmstes, zeigen Sie der Welt menschliche Gebrechen an dem, der als ihr Lehrer und Führer mehr als ein Anderer geleistet hat. Gräfin Judith soll erst an den Pranger — dann auf das Schaffot!"

Der Professor sank in halber Ohnmacht in seinen Sitz zurück; der Zorn des kranken Hypochondristen hatte sich ausgetobt; seine Kraft war erschöpft. Auch Robert bedurfte eines Ganges in frischer Luft, um sich zu sammeln, zu fassen, mit ruhiger Miene Judith wieder aufzusuchen.

Sie las keine Aufregung auf dem männlichen, offenen Gesichte des erprobten Freundes. Weicher als sonst sprach er zu ihr, zärtlich wie nie war sein Benehmen.

„Muth, Gräfin Judith, Muth und Vertrauen," bat Robert. „Korn traf ich unbillig und unverständig, wie ich erwartete. Nehmen Sie jedoch meine heiligste Betheurung

hin, daß Sie kein anderes Uebel treffen kann, als daß Ihr Incognito fällt; die Welt wird erfahren, eine gefeierte Künstlerin gehöre vornehmer Familie an. Ihr Schritt mochte für abenteuerlich gelten, so lange der Erfolg ungewiß war, aber wer die Aufgabe gleich Ihnen löste, der ist glänzend gerechtfertigt."

„Dank Ihnen, Härdenstein," erwiederte Judith, „was würde aus mir, wenn ich Sie nicht hätte und warum kann ich nichts für Sie leisten!"

„Das Leben ist reich genug an Wechselfällen," entgegnete er lächelnd, „um Ihnen hinreichende Gelegenheit der Vergeltung in Aussicht zu stellen. Doch wer vermöchte die Rechnung der Freundschaft abzuschließen? sie ist ein seliges Geben und Nehmen. Was thaten Sie nicht Alles für mich! Wenn die Schwierigkeiten meiner Unternehmungen mich niederzudrücken drohten, dann blickte ich auf das feste Streben eines Mädchens und ermannte mich an ihm. Errang ich Erfolg, so freute ich mich noch einmal der Freude, von der ich wußte, Sie würden sie mitempfinden. Handelte ich recht vor den Menschen, dann dachte ich der Ehre, welche es mir in Ihren Augen einbrachte. Sie waren mir ein Sporn zur That; im Verkehr mit Ihnen fand ich köstliche Ruhe, sanfte Ausgleichung, schöpfte ich

neue Kraft. Wagen Sie noch zu bestimmen, wer der Schuldner und wer der Zahler ist von uns Beiden!"

„Ihre Großmuth weiß dem Empfangen einer Wohlthat das Demüthigende zu nehmen."

„Sie werden einstweilen den großmüthigen Freund behalten müssen, Gräfin Judith," bemerkte Robert, mit leichtem Scherze das Feierliche der Scene mildernd. „Er gedenkt in der Hauptstadt zu weilen und Ihre Gesellschaft zu genießen, bis die Sache mit Korn beendet ist. Wenn nöthig, müssen Sie sich von mir nach Oberndorf führen lassen, während ich allein auf meinen Posten zurückkehre."

„Ihr Wille geschehe, Härdenstein," lispelte Judith. Sie war es sich kaum bewußt, daß und warum, mitten im ungelösten Zwiespalt Glückesahnung sie ergreife, hohe Freude ihr Wesen verkläre.

Theodor Korn blieb, als er allein war, noch eine Weile in halber Betäubung; dann zog er ingrimmig ein Blatt Papier heran und begann zu schreiben. Es ging nicht; nie hatte er es schwerer gefunden, seine Gedanken zu sammeln; er warf die Feder weg.

Der trostlose Blick des an Gemüth und Körper-kranken Mannes wanderte über die vier Wände des Studirzimmers hin. Auf mächtigen Gestellen begegnete er Büchern;

Lebensweisheit hatten sie ihn nicht gelehrt. Unschöne Möbel standen ringsumher. Einem schlechten Spiegel gegenüber hing das Bild der Frau Professorin. Schön war sie so wie so nicht, aber ein schlechter, seiner Wohlfeilheit wegen gewählter Maler hatte sie zur Carricatur verzerrt.

Theodor Korn gedachte seiner Häuslichkeit, seines rothhaarigen Jungen, in dessen aufgestülpte Nase der Regen schlug, des künftigen Weltweisen und Continuators des väterlichen Werkes, der aber vorläufig mit seiner Schwester im ewigen Streit lebte und dem Professor die Erholungsstunden durch ewiges, nicht selten zum Faustkampf übergehendes Wortgezänk vergällte. Das häusliche Concert endete gewöhnlich in einem Quodlibet, bei welchem das Falsett des Hauptes unterlag und das kreischende, scharfe Organ seiner besseren Hälfte das der Kinder übertönte.

Die Grazien weilten nicht in Theodor Korn's Häuslichkeit.

Heute drängte es ihn mächtig aus den bürgerlich engen Schranken seines Lebens hinaus.

Der Professor sagte der Gattin, er würde auswärts speisen. Sie war meistens froh, besonders wenn das Barometer auf Sturm stand, ihn fortgehen zu sehen.

Am Ende seiner Straße rief Theodor Korn einem Fiaker; soweit es eine knappe Börse gestattete, war der „Pflichtmensch“ Sybarit.

Mismuthig nannte er dem Kutscher eine berühmte Restauration als Ziel.

Oben im eleganten Spiegelsalon nahm sich der Mann seltsam genug aus. Er trug die von einer zarten Seelenfreundin gestickte grüne Weste; sein Rock spottete der Mode und saß schlecht auf den mageren Schultern, das Gesicht blickte immer noch finster.

Nur wenig vermochte er von dem ihm vorgesetzten leckern Mahle zu genießen — der im Glase funkelnde Burgunderwein brachte ihm dagegen willkommene Erleichterung.

Das Mittel war zu angenehm, um nicht häufig dazu zurückzukehren, und es wirkte denn auch so sehr, daß endlich die blauen Teufel seines Innern davon flohen, und rosiger, angehender Trunkenheit Platz machten.

An einem Nebentische saßen einige Studenten aus guten Häusern; sie hielten vergnügt ihr kleines Mahl. Unerwartet kam ihnen die Anrede des Gelehrten. Er pilgerte sogar mit seiner Flasche herüber zu ihnen. Nie hatten sie den steifen, eckigen Mann so gesellig gesehen. Theodor Korn sprudelte mehr Wissen heraus, als seine langweiligen

Vorlesungen enthielten. Wäre der Vortrag des Professors stets so gewesen, wie in der ungebundenen Nachmittagsstunde, mit Freuden hätten ihm die Schüler gelauscht.

In der gemüthlichen Stimmung, wie sie Jugend und Gesundheit ganz natürlich bei den Studenten erzeugte und bei Theodor Korn der genossene Wein hervorrief, fuhr man gemeinschaftlich ins Vorstadttheater.

Während der Posse lachte der Professor; seit Jahren war es ihm nicht mehr geschehen. Nachher verfolgten die stieren Augen die niedlichen Nymphen des Ballets. Kurze Gazeröckchen, lächelnde Mädchengesichter, hüpfende Beine tanzten zusammen einen wahren Hexensabbath im Hirn des Berauschten. Die deutsche Schulmeisterseele wurde orientalisch üppig gestimmt.

Eine der Lieblings-Paradoxen Theodor Korn's, selbst in der Zeit seiner übellaunigsten Nüchternheit, war die Vertheidigung der Vielweiberei. Es klang lächerlich genug bei dieser Persönlichkeit. Das Schicksal hatte ihm nur eine und zwar eine sehr häßliche Frau bestimmt — um so lieber ließ er seiner Großtürken-Phantasie die Zügel schießen.

Die tollen, übermüthigen Jungen an der Seite des Gelehrten vermochten sich einen gewagten Scherz nicht zu versagen. Sie schoben eine ihnen wohlbekannte Grisette in

einen Fiaker und führten dann den Professor, welcher verwirrt unter den Fußgängern und Fahrenden der Vorhalle stand, höflich zum selben Wagen. Theodor Korn ließ sich sachte hineinheben — der Schlag fiel zu. Die Musenjünger standen auf dem Perron und lachten, daß ihnen die Thränen über die Wangen liefen. Sie hatten dem weiblichen Dämon anbefohlen, den Gelehrten unterwegs zu necken und zu quälen.

Spät langte Korn in seiner Wohnung an, die Lust war verraucht. Dunkel erinnerte er sich noch, daß er mehre Stunden in scharfer Zugluft auf ein Dämchen gewartet hatte, welches vergaß wieder zu kommen.

Schweren Hauptes legte sich Theodor Korn zu Bett; nie war ihm das Leben grauer, die Wirklichkeit schaler erschienen. In seinem Kopfe raste der Schmerz.

Zu vollem Bewußtsein erwachte der Gelehrte nicht; am Morgen wies sein Zustand die Symptome eines Gehirntyphus.

Als die Kunde von des Professors schwerer Erkrankung sich in der Hauptstadt verbreitete, begab sich Robert zu seinen Geschäften nach Oberndorf. Für eine Weile wußte er Theodor Korn unschädlich.

Das Uebel nahm einen schlimmen Verlauf; die krankhafte Constitution vermochte sich nicht zur Genesung aufzuraffen. Auf einen kurzen Augenblick nur kehrte das Licht der Besinnung dem Professor zurück.

Noch einmal erhob er den trostlosen Blick und maß seine Umgebung.

„Viel Arbeit und kein Resultat," sprach er mit brechender Stimme.

Ein wüstes Irrlicht erlosch — betrauert hat ihn Niemand. Von Judith's Schicksal nahm sein Tod die Wolke.

„Versunken in die Gruft der Brüder Korn ist nun, schrieb Robert der Freundin, was Ihr Dasein verdüsterte. Der Schatten wich, heller Tag umstrahlt Sie und Ihr schönes Streben. Frei ist die Bahn, Glück auf!"

Judith fühlte, daß eine sie seit Jahren quälende Last von ihr genommen sei; begraben mit den Todten dünkte ihr der dunkle Vorfall in Oberndorf. Niemand lebte mehr, der Lust besaß, an dem Geheimniß zu rühren. Nur Zwei hatten überhaupt davon einiges Wissen, Christian, der treue alte Diener, der sicher nie gegen die Herrin zeugte, und Robert, der edle Freund, der in seiner Hingebung bewies, daß er Judith für schuldlos halte.

In das köstliche Gefühl der Freiheit, das Judith empfand, mischte sich ein leises Bedauern, wieder auf geraume Weile von Robert getrennt zu sein — vorüber waren die Tage der Noth, an welchen er nie von ihrer Seite wich. Ungleich den falschen Weltfreunden schied Baron Härdenstein, als er sie wohlhabend, glücklich, geehrt sah.

Warmen Dank für seine Hülfe drückte ihm Judith schriftlich aus. Dann war wieder aller Verkehr zwischen ihnen unterbrochen und Monate konnten vergehen, bevor Robert abermals in die Residenz kam.

Judith stand wieder „allein in der Welt“.

Elftes Capitel.

Bald nach dem Tode Theodor Korn's trat die Künstlerin ihre längst beabsichtigte Reise an.

Sie besuchte die bedeutendsten deutschen Bühnen und trat überall mit glänzendem Erfolge auf. Selten haben die oft gegnerische Süden und Norden so übereingestimmt, als darin, die Künstlerin zu ehren.

Erfreut von der Anerkennung kehrte Judith heim, Gold und Ruhmeskränze brachte sie mit, die freundlichen äußeren Zeichen gelungener Leistung. Wer die Früchte seiner Arbeit kostet, wer sich ehrlich und mit Erfolg müht, zu schaffen und zu wirken, der kann nicht unglücklich sein. Wenn auch Judith's Dasein die wärmere Färbung fehlte, sie liebte ihren Beruf und war zufrieden.

Einige Wochen der Freiheit blieben ihr noch zu sehr nöthigem Ausruhen — wohin gehen? Sie überlegte, erwog.

Ein Brief von Baronin Härdenstein entschied.

„Kommen Sie nach Oberndorf, liebe Judith," schrieb die Dame, „mein Sohn ist abwesend und Sie sind bei mir vollkommen unbehindert."

Also war es doch Robert gewesen, der vor einigen Tagen mit einem entgegenkommenden Zuge rasch an ihr vorüberfuhr. Sie hatte damals geglaubt, Baron Härdenstein zu erkennen, und es hatte ihr peinlich gedünkt, keine Muße zu haben zu Gruß und Anrede.

Ihr ganzer Verkehr mit Robert glich einem unaufhörlichen Finden und Verlieren. Je näher ihn Judith kannte, um so inniger wurde ihre Anhänglichkeit an ihm, um so schwerer das Scheiden.

Sinnend nahm das Mädchen den Brief von Robert's Muter wieder auf.

Judith las weiter:

„Die Zeitungen haben uns Nachricht gebracht von Ihren Erfolgen; Sie bedürfen der Ruhe. Mein Sohn erwarb von Ihren Brüdern Oberndorf käuflich. Alfred lebt mit seiner jungen Gattin auf dem ihm eigenen Hofe,

den ehemals der alte Jäger besaß. Angeblich beschäftigt er sich eifrig mit der Landwirthschaft und Lilly spielt die kleine Hauswirthin in allerliebster Weise. Aber ich fürchte, es ist eben alles nur ein Spiel. Die leichtfertigen Köpfe werden Robert und mir, wenn wir sie ein wenig in Ordnung halten wollen, noch viel zu schaffen machen. Auch Ihr Bruder Kurt ist da, noch von dem Abschlusse des Kaufes her. Er nahm einige Zimmer im Schlosse an und scheint sich bei uns zu gefallen. Sie werden also, meine Bitte erfüllend, sich unter den Ihrigen finden, können Landluft genießen und in Muße über Ihr noch in Oberndorf stehendes Eigenthum verfügen.

Robert kam nachdenklicher und ernster als sonst von seiner letzten Reise nach der Hauptstadt zurück. Ich fürchte, der gute Sohn übermüdet sich; ich stimmte deshalb gern seinem Entschlusse bei, auf einer kurzen Reise, bevor noch die wichtigeren Feldarbeiten beginnen, sich zu zerstreuen."

Judith nahm die freundliche Einladung an. Sie zögerte Robert's Ansicht gemäß nicht mehr, ihr nur noch sehr durchsichtiges Incognito vollends abzustreifen. Die Gräfin hatte keinen Grund, vor der Künstlerin zu erröthen.

Mit eigenthümlich gemischten Gefühlen sah Judith die Stätte ihrer Kindheit wieder. Wessen Lebensrechnung in

Ordnung ist, der blickt gern zurück und muthig vorwärts. Vor Jahren war Judith fast flüchtig von ihrer Familie geschieden, und der Druck der Verhältnisse hatte sie völlig von derselben getrennt. Wäre sie untergegangen im Kampfe des Lebens, es würden ihr wol alle den Rücken gewandt haben. Doch sie hatte gesiegt.

An der Station hielt eine hübsche Schimmel-Equipage. Alfred lenkte die Zügel. Der leichtsinnige Junge kannte nicht einmal Beschämung; er hatte gegen Judith die Pflicht der Dankbarkeit grob verletzt, nun hieß er sie mit aufrichtiger Freude willkommen. Die kleine Gräfin im Wagen fiel unter lebhaften Zärtlichkeitsbezeugungen ihrer einstigen Freundin und nunmehrigen Schwägerin um den Hals. Lilly plauderte unaufhörlich, von der Station bis zum Schlosse.

Es war ein sehr hübscher Anblick, wie Alfred seine Renner dahin brausen ließ. Geschmackvoll gekleidete schöne Damen saßen im Wagen. Auf dem Bocke neben dem gräflichen Kutscher befand sich eine niedliche Zofe. Der blaue Schleier flatterte anmuthig in der klaren Luft und die Kleine plapperte vergnügt mit dem durchaus nicht stolzen Alfred. Bertha hielt ihren Einzug in Oberndorf auf weit

angenehmere Weise, als sie vor mehren Jahren daraus geschieden.

Mit raschem eleganten Rucke lenkte der jüngere Bärenburg sein Gespann in den Ehrenhof des Schlosses. Robert's Mutter stand unter dem Thore, den Gast herzlich empfangend. Kyrt, kaum kenntlich in seinem hinaufgezogenen dicken Winterrocke, denn der Majoratsherr fürchtete sich vor der scharfen Märzluft, streckte nachlässig seine Hand hin. Ein Greis hatte ungeduldig geharrt, bis an ihn die Reihe käme, dann fielen ein paar Tropfen auf Judith's feine Finger.

Alle geleiteten die Angekommene bis zu dem früher von ihr bewohnten Gartenflügel.

„Lassen Sie es sich gefallen und machen Sie es sich bequem im ehemaligen Vaterhause, sagte die Baronin freundlich und führte die Anderen mit sich fort.

Nur Christian folgte seiner jungen Dame; er erzählte stolz, er sei zu ihrem besondern Dienst bestimmt.

Weich und warm wurde es Judith um das Herz, als sie, von dem Getreuen geführt, die Gemächer durchschritt. Da war noch Alles sorglich gehalten, genau so wie sie es verlassen.

„Wir hielten gut Haus, Gräfin Judith,“ sprach der Greis freudig, ihre Rührung bemerkend. „Mir war es

immer, als würden Sie wiederkehren, als müßten die alten Augen vor meinem Ende noch mit Ihrem Anblicke gesegnet werden."

„Guter Christian!" rief das Mädchen bewegt.

Sie stieß die Thür zur Gallerie auf; da hing etwas Neues, früher nicht Dagewesenes, ihr eigenes Bild. Sinnend stand Judith vor der Leinwand.

„Der Herr Baron bringt hier seine Feierstunden zu," berichtete der Diener, „und außer mir darf Niemand etwas berühren."

Mit freudiger Empfindung lauschte Judith den Worten des Greises; es wurde ihr wohl in der bekannten, gewohnten Umgebung. Jahre des Strebens und Ringens schienen ausgelöscht aus ihrem Gedächtniß; Judith fühlte sich heimisch auf der Stätte ihrer Kindheit.

Den nämlichen Abend fand auch ein Fest der Versöhnung in der Familie Schwarz statt; aber die wieder aufgenommene Tochter erklärte, sie wolle ihre gütige Dame nicht verlassen.

Einige Tage nach Judith's Ankunft kam Gräfin Wolfskeehl angefahren; sie war den Winter wegen Lilly's Verheirathung nicht in die Stadt gegangen. Die Dame hatte beschlossen, die Künstlerin mit kalter Miene zu begrüßen,

sie den Tadel über den gewählten Lebensweg empfinden zu lassen. Gegenüber der sanften Festigkeit der Baronin und Kurt's spöttischem Benehmen fand die Gräfin es sehr schwer, ihre Absicht durchzuführen. Lilly und Alfred lebten auf dem herzlichsten Fuß mit Judith, Graf Wolfskeehl ging augenblicklich zum Feinde über. Die Gräfin fühlte sich vereinsamt. Aber das Mädchen erschien in voller Blüthe einer kräftigen Jugend, wohlhabend, gefeiert, von guten Freunden umgeben — und solchen lächelt niedrige Gesinnung stets. Gräfin Wolfskeehl lenkte denn auch ein, sie blieb zu Thee und wurde am Ende so liebenswürdig gegen Judith, als es ihr überhaupt möglich war.

Für den ihren Gefühlen angethanen Zwang erleichterte sich die Dame durch einen langen Brief an ihre Freundin. In der boshaften Absicht Charlotte zu ärgern, malte Gräfin Wolfskeehl mit lebhaften Farben, denn die hohlen, falschen Freundschaften der großen Welt gleichen dem Hasse auf ein Haar. In Nizza erfuhr die Stiefmutter, Judith habe gesiegt im langen mit ihr geführten Kampfe. In Mitte der Familie und der Freunde lebte die Künstlerin geehrt, von den eigenen Söhnen der Gräfin umgeben. Charlotte hatte ins Ausland ziehen müssen mit ihrem kranken Gatten; aber Dagobert kam erst in den Süden, als es zur Heilung seines Uebels zu

spät war. Die Auflösung zog sich indessen so lange hinaus, daß Gräfin Bärenburg hinlänglich Muße blieb, ihre thörichte Wahl zu bereuen. Jede Stütze fehlte Charlotte in der Stunde der Prüfung; die Söhne leisteten ihr keinen Beistand, ihre geliebte Adelheid mühte sich, ihr Aerger zu bereiten.

Gräfin Bärenburg erntete am Tage der Abrechnung die Frucht ihrer Thaten.

Sanft glitt die Zeit in Oberndorf hin; Judith ritt hinaus in den Forst, nur von Christian begleitet, sie suchte die bekannten, lieben Stellen auf. Sie blätterte wieder in den curiosen alten Werken der Bibliothek, vom launenhaften Geschmacke ihrer Vorfahren zusammengetragen. Unter Christian's Führung und Erklärung lernte sie einsehen, was Robert geleistet.

Sie ward stolzer noch auf den Freund, den sie in richtiger Erkenntniß immer geehrt.

Judith's Urlaub lief zu Ende; der Abschiedstag nahte heran. Sie hätte nicht gedacht, daß das Scheiden von Oberndorf so schwer sei.

Auf einer weiten Grasfläche des Parkes erhob sich ein einzelner Hügel; darauf stand ein von Säulen getragener, nach allen Seiten offener griechischer Tempel.

Judith saß auf dem hohen Steinsockel desselben, die Blicke schweiften träumerisch über die weichen grünen Flächen und das Baumwipfelmeer, welches den Horizont begrenzte. Dahinter war die volle, glühende Sonne verschwunden, bläulich-rosig färbte sich der Abendhimmel.

Die weiche sehnsüchtige Empfindung, die sie ergriff, war Judith's sonstiger Stimmung fremd, eingelullt in liebliches Träumen schien jede geistige Thätigkeit. Der feine weiße Wollstoff des faltigen Gewandes vermählte sich dem carrarischen Marmor. In dem hereinbrechenden Dämmerlichte mochte Judith wie eine Satue erscheinen aus Hellas schöner Zeit.

Der gleichmäßige Schritt eines Herannahenden zerriß das Nebelbild. Vier Augen trafen sich. Robert's Züge trugen jenen warmen Ausdruck, der nur auf dem Menschen-Antlitz glänzt, wenn die Lebenssonne in ihrem Zenith steht.

„Ich hatte große Eile nöthig, Sie noch hier in Oberndorf zu finden, Gräfin Judith," sagte er lächelnd.

„Wir wollen den letzten Abend froh genießen," bemerkte sie.

„Bevor wir zum Schlosse zurückkehren, hören Sie mich," bat Robert.

Judith nickte und nahm den verlassenen Sitz wieder ein. Baron Härdenstein ließ sich neben ihr nieder.

„Es ist lange, seit wir uns kennen," begann er. „Fremd waren wir uns vom ersten Augenblicke an nicht. Unser inneres Leben und Wesen glichen sich und weil die aufreizenden kleinen Verschiedenheiten fehlten, konnte ich mich täuschen und was mich zu Ihnen hinzog, für Freundschaft halten. So ruhig lebte ich in dem Wahne, daß ich nahe daran war, eine unpassende Verbindung zu knüpfen. Seit wir uns das letzte Mal in der Hauptstadt sahen, fühlte ich etwas in unsern Beziehungen verändert. Heimgekehrt las ich von Ihren Triumphen. Das reine Entzücken des Freundes vermochte ich nicht zu empfinden. Wie ein Raub an meinem Rechte dünkte es mir, daß Sie gleich der Sonne allen leuchten sollten — ich begehrte Sie für mich zu ausschließendem Besitze. Die Erkenntniß war nun angebrochen, die starke, die echte Liebe hat Ihnen vom ersten Augenblicke an mein Herz geweiht. Noch konnte ich schweigen und mein Gefühl männlich tragen. In unklarer Stimmung trat ich die Reise an, um ungestört mir selbst zu leben. Die Erwägung, daß vor allen Dingen ein Mensch dem andern Wahrheit schulde, löst mir die Zunge. In Ihre Hand, Gräfin Judith, sei die Entscheidung gelegt."

„Sie malen meine eigene Empfindung, Härdenstein,“ flüsterte das Mädchen.

„So vergesse ich, daß ich Sie einer glänzenden Laufbahn entreiße, ich vergesse Ihren größern Reichthum und frage, ob Sie die Gattin eines Landedelmanns werden wollen?“

Wie das siegende Tagesgestirn Wolken und Nebel durchbricht und in seinem goldenen Lichte leuchtet, so überwand die mächtige Liebe bei Judith jeglichen Zweifel an ihren wahren Gefühlen. Aber zugleich mit der Erkenntniß derselben trat die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Entsagung peinigend schmerzlich vor ihre Seele.

Robert hatte Judith's Auge aufleuchten sehen in wonniger, seliger Freude, er sah sie jetzt erbleichen und suchte sich diese Regung zu deuten.

Immer freundlich, immer rücksichtsvoll kam er dem Mädchen zu Hülfe, die Weigerung, welche Judith gewiß ungern aussprach, nahm er von ihren Lippen.

„Sie wollen dem freierwählten Berufe nicht entsagen,“ versetzte er ernst freundlich. „Ich ehre Ihren Entschluß, lassen Sie uns fortan in Freundschaft leben wie bisher.“

„Das ist es nicht, was uns trennt! Sagten Sie doch, der wahre Beruf einer Frau sei dem Manne anzugehören und mich erwartet an Ihrer Seite ein Feld nützlicher Thätigkeit.“

„Dann sind wir einig, Gräfin Judith!“ rief Robert freudig, „sonst kann sich nichts zwischen uns stellen.“

„Und doch kann ich nie die Ihre sein, ein dunkles Geheimniß würde sich stets zwischen Gatte und Gattin drängen. Sie hätten das Recht zu fragen: „wie starb Ferdinand Korn?“ und ich müßte die Antwort verweigern.“

„Gräfin Judith, die leitende Hand waltet gerecht über den Menschen; bis über das Grab hinaus muß der an Ihnen zu freveln wagte, Zeugniß ablegen für Ihre Schuldlosigkeit. Das lebhafteste Interesse veranlaßte mich von Anfang an der dunkeln Geschichte nachzuspüren, und wenn auch ohne positive Kunde der That, erlangte ich doch bald die moralische Ueberzeugung von Ihrer Unschuld. In der Folge wurde mir in feindlicher Absicht Ferdinand Korn's Tagebuch in die Hand gespielt. Erst als ich Ihren Angstschrei vernahm: „die Ehre ist gefährdet,“ las ich die Blätter. Ich hatte Befehl gegeben, als ich eilig reiste, mir Ferdinand Korn's Tagebuch nachzusenden, schon mit dem folgenden Zug erreichte es mich. Immer stärker sah ich das Gespenst thörichter, wahnwitziger Leidenschaft in des Hofmeisters Herzen heranwachsen. Eitelkeit, Begierde, Neid trübten seine Unterscheidungskraft, der in Selbstvernichtung endende Irrsinn schickte seine finsteren Fühlfäden voraus. Das letzte Blatt

ließ keinen Zweifel über den Ausgang. Mit einer Art läppischer Freude erzählt Ferdinand Korn seinen Plan. Er will die Hand nicht selbst gegen sich erheben, davor beben seine schwächlichen Nerven, und zugleich will er Ihr Dasein beflecken. Ihr Vater hatte neue Zimmerpistolen gekauft, um bei schlechtem Wetter im Hause nach der Scheibe zu schießen, sie liegen im Billardsaal. Der Hofmeister ladet die Waffen heimlich und beredet Sie, Gräfin Judith, blos im Scherze ein Zündhütchen auf ihn abzudrücken. Sie sollen auf die rothe Nelke in Ferdinand Korn's Knopfloche zielen. Wie gewiß er des Ausgangs war, beweist der Schluß seines Tagebuches!

„Acta est vitae humanae fabula, spectatores plaudite!“

„So scheidet ein eitler Thor von der Erde, Ferdinand Korn ist gerichtet und über jeden Zweifel frei glänzt Ihre Unschuld. Hätte ich zu bestimmen gehabt, so würde vom Beginne an das volle Licht der Oeffentlichkeit auf die Sache geworfen worden sein. Graf Bärenburg's Stolz ließ dies nicht zu, so kam es, daß die Fäden der dunklen Geschichte sich immer mehr verwirrten und ein Verbrechen, an welchem Sie keine Schuld hatten, Ihr Leben verdüstern konnte.“

„Vielleicht fehlte ich doch, daß ich den Hofmeister nicht

früher entfernen ließ; mancherlei hatte mir seine Tollheit verrathen."

„Sie handelten wie ein bequemer Gebieter, der lieber seines Dieners kleine, häusliche Diebereien übersieht, als daß er den ihm sonst nützlichen Mann fortschickt. Der Hofmeister half Ihnen bei Ihren Studien und deshalb mißten Sie ihn ungern. Eigentliche Gefahr von seinem Bleiben zu fürchten, stand Ihr Sinn zu hoch, war Ihr Wesen zu rein."

„So kann nur ein edler Freund in der ihm verwandten Seele lesen. Alle meine Einwände sind überwunden, Robert und durch Ihren Sieg beglücken Sie mich."

„Nie mehr allein im Leben!" schloß das Mädchen ihre Hand in die seine legend.

„Meine Judith!" sagte Robert mit seinem freien, linken Arm sanft ihren Kopf zu sich heranziehend. „So lange ich athme, wird Ihnen der treue Freund nicht fehlen, und allein in der Welt ist Der nie, welcher über dem Wandelbaren Gott sieht als endgültiges Ziel alles Strebens. In dem Bewußtsein lassen Sie uns freudig den Bund für das Leben schließen."

Ende.

Reitzenstein, Fanny

Allein in der Welt Roman in vier Büchern von Franz von Nemmersdorf

Bd.: 3

Berlin 1868